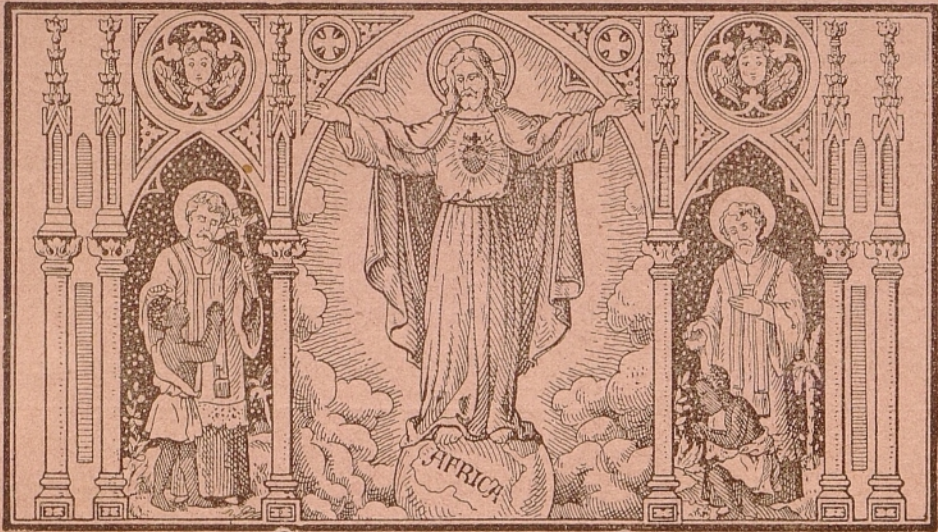




Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 12.

Dezember 1902.

V. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Einladung zum Abonnement.	353	der letzten Stunde — Der Anschauungs-	
P. Angelus Colombarelli, Generaloberer.	354	Unterricht in der Kirche. — Den Menschen-	
Bitte um ein Christgeschenk zu unserer		fressern entronnen. — Umwandlung der	
Effekten-Lotterie.	356	Neger durch das Christentum. — Aus Uganda.	375
Meine Eindrücke im Sudan. Von P. J.		Verschiedenes: Fliegende Kaffeebude in Kairo.	
Beduschi.	357	— Händler mit Trinktrügen in Ägypten.	
Die Kost der Neger.	363	— Bei den Zwergvölkern Innereafrikas.	
Gerichtsverfahren des Königs der Schilluk.		Der Harmattan. — Der Sandstoh. — Die	
Von P. J. M. Beduschi.	366	Löwenjäger.	380
Schönheit einer Tropenlandschaft.	368	Abbildungen:	
Anbekannte Arostel.	371	P. Angelus Colombarelli. — Fliegende Kaffeebude.	
Der hl. Hartmann, Bischof von Brixen.	373	— Händler mit Wassertrügen. — Kaffern beim Bau	
Aus dem Missionsleben: Ein Befehlter der		einer Hütte. — Negerknaben beim Gefang. —	
letzte n Stunde. — Ein anderer Befehlter		Christus ist geboren.	

Effekten für unsere Lotterie

sandten ein:

Ungeannt, Deutsch-Matrei: 2.50 K.

H. H. Deutsch-Matrei: 1.50 K.

Ungeannt, Deutsch-Matrei: 1.— K.

L. O. Innsbruck: in Briefmarken 1.40 K.

Zwei Fräulein, Brixen: 1 Blumen-Vase, modern, 2 Paar Väschen, Roccoco, 1 Briefbeschwerer (Rose), Jesuskindlein in Glaskästchen, Weinkaraffe und Glas von rotem, geschliffenem Glase, 1 Nachtlämpchen, 1 Schmuckkästchen von Glas, „Andenken an Abjam“ (Stehbild), 1 Schnittblumenständer, 1 Schachtel mit Brandmalerei, 1 Thermometer, 1 Bilderrahmen.

„St. Antoniusbrot aus Wien“: 1 Taschenuhr mit silberner Kette.

Ungeannt, Brixen: 20.— K.

Marie Gritsch, Brixlegg: 1.— K.

Josef Fuchs, Pfarrer, Ober-Mieming: 6 Exempl.

Josef Adernann „Tröst der armen Seelen“.

1 Exempl.: „Des Christen Wandel vor Gott“.

1 Exempl.: P. A. Stummer: „Tirol an des Erlösers Grab 1898“.

Johann Maurer, Pfarrer, Mühlwald im Tauferer-

Tal: 3 kleine Schwarzwälderuhren, 1 Weihbrunnkessel, 2 Bände Biblische Bilder, Handbuch der Anatomie des Menschen, 1 Gemälde in schönem Rahmen, darstellend eine flandrische Stadt, der Stadtturm trägt eine gehende Uhr; das Bild selbst hat eine Spieluhr.

E. Butschek, Wien: 1 Kravattennadel.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 25. Oktober bis 10. November 1902.)

Unsern geehrten Abonnenten zur gefl. Kenntnisnahme, daß wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:		Kronen	Für heilige Messen:		Kronen
Meinrad Siegl, Abt, Stift Ötztal	10.—		H. Meher, Kaplan, Deggingen	46.82	
B. Crazzolaro, St. Kassian	20.—		Elise Fröhlich, Uhrweiler	33.93	
C. Butschek, Wien	1.—		Baronin M. Nagel, Bornholz	62.01	
A. Hummel, Kaplan, Ravensburg, für die Mission des P. Banholzer unter den Schilluk-Negern	117.—		Johann Godec, Pfarrer Lipoglav	10.—	
Johann Gistechy, Wien	8.—		Antonie Jörg, Innsbruck	sandten Bücher.	
Frau Gieger, Wien	2.—		B. Crazzolaro, St. Kassian		
Aus dem Ötztal, Tirol	200.—		C. Osterhoff, Kaplan, Ostensele		
Aus Tirol	100.—		Joh. Gistechy, Wien, sandte alte Briefmarken.		

Allen unseren Wohltätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.

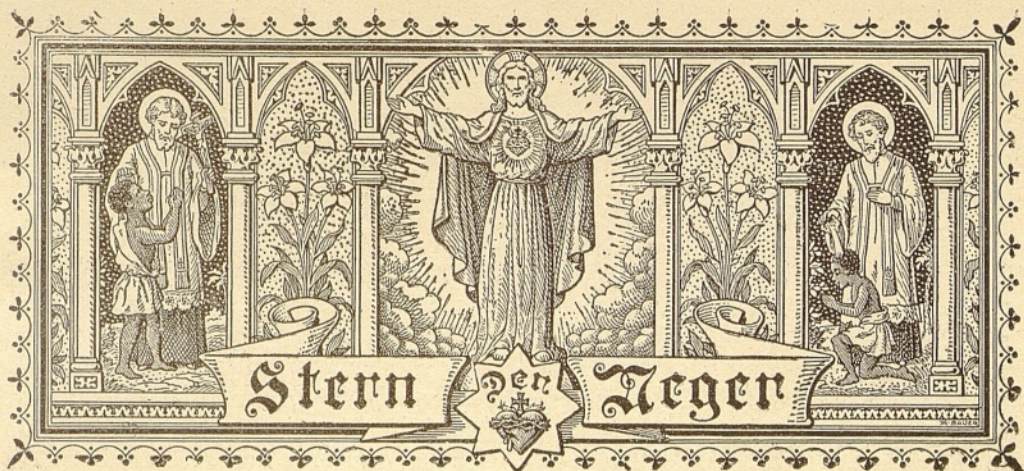
Ältere Jahrgänge

des Stern der Neger sind noch erhältlich und zwar: Zweiter Jahrgang (1899), das zweite für sich abgeschlossene Halbjahr à 1 K., dritter Jahrgang (1900) à 2 K., vierter Jahrgang (1901) à 2.50 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 5 Kronen = 5 Mark.

Brave, gesunde Jünglinge im Alter von 20—34 Jahren, welche Beruf zum Ordens- und Missionsstande als Laienbrüder haben, wollen sich behufs Aufnahme vertrauensvoll an die Vorsteherung des Missionshauses der Söhne des hl. Herzens Jesu in Mühlwand,

Post Brixen in Tirol, wenden.



Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 12.

Dezember 1902.

V. Jahrg.

Einladung zur Bestellung.

Hiemit laden wir unsere geehrten Abonnenten höflichst ein, das Abonnement für das nächste Jahr durch Einsendung des Betrages von 3 Kronen = 3 Mark = 4 Franken erneuern zu wollen.

Zugleich bitten wir diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche mit der Zahlung des Betrages für das ablaufende Jahr noch im Rückstande sind, uns denselben baldigst zukommen zu lassen, da unser Missionshaus gar sehr darauf angewiesen ist.

Wir werden uns bestreben, den Lesern auch im neuen Jahre interessante Berichte über die Arbeiten der opfermutigen Glaubensboten in Afrika, an erster Stelle unserer eigenen Missionäre in Zentralafrika, sowie über Land und Leute jener Missionsgebiete zu bieten.

Durch Bestellung und Verbreitung unserer Zeitschrift wird eines der schönsten Werke unserer heiligen, katholischen Kirche, das Missionswerk im heilsbedürftigen Afrika, unterstützt und so ein wirklich verdienstliches, gutes Werk geübt.

Allen unseren Abonnenten danken wir für das bisherige Wohlwollen und wünschen ihnen gesegnete Weihnachten.

P. Angelus Colombaroli,

Generaloberer der Söhne des hlft. Herzens Jesu.

P. Angelus Colombaroli erblickte das Licht der Welt am 9. Mai 1863 zu Dolce, einem an der Etsch und der Bahnlinie Ma-Verona gelegenen und zur Diözese Verona gehörigen Pfarrorte. Seine Gymnasialstudien machte er im bischöflichen Knabenseminar zu Verona. Dort erging an ihn der Ruf der göttlichen Gnade, die ihn zum Befehrungswerk der Mission von Centralafrika bestimmte. Er trat in das unmittelbar an das bischöfliche Seminar anstoßende afrikaniſche Miſſionsinstitut ein. Als Alumnus dieses Institutes machte er seine theologischen Studien an der bischöflichen Diözesanlehranstalt mit ausgezeichnetem Erfolge.

In jene Zeit seines Aufenthaltes im Miſſionsinstitut fiel ein sowohl für dieses und für die Mission von Centralafrika als für den jungen Theologen und Miſſionskandidaten sehr wichtiges Ereignis. Das Miſſionsinstitut sollte nämlich mit Billigung des hl. Stuhles und der Propaganda in eine religiöse Kongregation umgewandelt werden. Daß damit eine ungleich solidere Basis für die Anstalt selbst und eine weit sicherere Garantie für ein erfolgreiches und kompaktes Wirken zum Heile der Vögel in Centralafrika geschaffen wurde, ist über allen Zweifel erhaben, ganz besonders auch deshalb, weil die geplante Umwandlung in die bewährten Hände der Gesellschaft Jesu gelegt wurde.

Am 28. Oktober 1885 übernahmen zwei Jesuitenpatres die Leitung des Institutes. Colombaroli, welcher dem ersten Rufe Gottes zum Apostolate gefolgt war, folgte entschlossen auch dem zweiten nun an ihn ergehenden Ruf der Gnade zum Ordensstande und begann mit dem ihm eigenen Eifer sein Noviziat. Nach Absolvierung seiner theologischen Studien wurde er am 7. Aug. 1887 vom verstorbenen Kardinal Canossa zum Priester geweiht. Bald war auch das zweijährige Noviziat dem Abschlusse nahe und am 28. Oktober 1887 legte er mit den zehn ersten Novizen die hl. Ordensgelübde ab. Mit diesem Akte begann der Bestand

der neuen Kongregation der Söhne des hlft. Herzens Jesu. Bald nachher reiste der junge Ordenspriester mit den vier ersten Mitgliedern der Kongregation in die Mission nach Afrika ab und war so sowohl im Mutterhause als in Afrika einer der ersten Grundsteine seiner jungen Genossenschaft.

Zehn Jahre blieb nun P. Colombaroli in der Mission tätig. Er verjah mit Geschick und Talent die Ämter eines Prokurators der ganzen Mission und des Obern der Residenz in der ägyptischen Hauptstadt Kairo. Neben diesen beiden wichtigen Ämtern widmete er sich mit großem Eifer der Seelsorge und war besonders durch Predigten, Erteilung von Exerzitien und im Beichtstuhle tätig. Hierbei kann ihm seine Kenntnis verschiedener Sprachen sehr zu statten und manches verirrte Schäflein und ergrauter Sünder der Weltstadt Kairo wurde von ihm im Stillen befehrt. Seine wichtige Stellung als Prokurator der ganzen Mission brachte ihn in Berührung mit dem verschiedensten Persönlichkeiten und Behörden der kosmopolitischen Hauptstadt Ägyptens und gab ihm Gelegenheit sein hervorragendes Organisations- Verwaltungs- und Finanz-Talent zu betätigen und sich reiche Erfahrung und Menschenkenntnis zu sammeln. P. Colombaroli ward so eine bekannte Persönlichkeit der Weltstadt Kairo. Die Zeit, die ihm seine Ämter und mannigfaltigen Obliegenheiten übrig ließen, verwendete er mit Geduld und zäher Energie auf Vervollkommnung in der englischen Sprache sowie auf das Studium der Sprache der Kiam-Kiam. Mit unverwüſtlicher Ausdauer sammelte er aus dem Munde einiger Vögel jenes Stammes Wörter und Regeln und verfaßte dann eine Grammatik jener Sprache, die in französischer und italienischer Ausgabe erschien, sich das ungeteilte Lob der Sprachkenner erwarb und zweimal mit der goldenen Medaille, 1897 auf der Ausstellung in Brüssel und 1898 in Turin prämiert wurde.

Im August 1897 wurde P. Colombaroli nach



P. Angelus Colombaroli,
Generaloberer der Söhne des hlst. Herzens Jesu.

Europa zurückberufen, um dem Obern des Mutterhauses in Verona in der Leitung der ganzen Kongregation zur Seite zu stehen und blieb daselbst über ein Jahr als erster Assistent und Generalprokurator. In dieser Zeit begab er sich auch zweimal nach Ägypten zur Erledigung wichtiger An gelegenheiten der Mission.

Indessen hatte die Kongregation sowohl in Europa als in Afrika einen derartigen Grad innerer und äußerer Entwicklung erreicht, daß die Zeit gekommen schien, dieselbe sich selbst zu überlassen und ihr nach den bereits im Jahre 1895 von Rom approbierten Constitutionen einen eigenen Generalobern zu geben. Im Auftrage der Propaganda sollte sich das erste Generalkapitel der Kongregation versammeln und den Generaloberen sowie seine Assistenten wählen. Nachdem das Generalkapitel vor schriftsmäßig angekündigt und in allen Häusern längere Zeit die vorgeschriebenen Gebete um eine gute Wahl verrichtet worden waren, versammelten sich die wahlberechtigten Patres im Mutterhause zu Verona. Daselbst trat das erste Generalkapitel zusammen und erwählten am 21 Juni 1899 zum Generaloberen der Kongregation den Hochwürdigen P. Colombaroli. Diese Wahl wurde allsogleich von der Propaganda approbiert und bestätigt.

Die Wahl, die Gottes Hand geleitet, war in der Tat eine ausgezeichnete. Schärfe und Klarheit des Verstandes, Schlagfertigkeit und Sicherheit des Urtheiles, kluge Berechnung und praktischer Blick, Entschlossenheit, Festigkeit und Sturmut gepaart mit Mäßigung,

weitschauender Unternehmungsgeist und Schaffenslust sind ihm in hervorragendem Maße eigen. Dabei zieren ihn Einfachheit, Selbstlosigkeit und Anspruchslosigkeit für seine Person sowie Wohlwollen gegen seine Untergebenen, solide Frömmigkeit und Gebetsseifer und schließlich warme Hingebung und Liebe zur Kongregation. Dazu kommt, daß er außer seiner Muttersprache noch französisch, englisch, deutsch und arabisch spricht und schreibt und über eine gediegene philosophische, theologische und asketische Ausbildung verfügt. So ausgestattet mit ausgezeichneten Geistes- und Herzeigenschaften, ausgerüstet mit Wissen und Erfahrung ist der in der Vollkraft der Jahre stehende Mann vorzüglich geeignet zur Leitung unserer religiösen Missionsgenossenschaft. Dies bezeugt übrigens mehr als Worte die bisherige gottgesegnete und erfolgreiche 3½ jährige Amtstätigkeit des Generaloberen. Dieses wichtige Amt ist doppelt wichtig und schwierig in einer noch jungen und in Entwicklung begriffenen Kongregation. Und da ist P. Colombaroli, der nebenbei bemerkt als Bürger der Gemeinde Gles in Südtirol auch Österreicher ist, der rechte Mann am rechten Plage.

Möge es ihm vergönnt sein, die Kongregation der Söhne des hl. Herzens Jesu unter seiner weisen, umsichtigen, tätigen und zielbewußten Regierung auch fernerhin und in immer steigenden Maße blühen und gedeihen, innerlich und äußerlich erstarken zu sehen zur Ehre Jesu Christi und zum Heile der armen Neger Afrikas.



Bitte um ein Christgeschenk für unsere Effekten-Lotterie.

Nochmals eine Bitte um Gegenstände und Beiträge zur Effekten-Lotterie! Ja, das nimmt ja kein Ende mehr! So denkt sich mancher unserer Leser. Aber gerade diese Nummer darf nicht unter die Augen unserer Leser kommen, ohne die bereits gewohnte Bitte für die Effekten-Lotterie zu enthalten. Getroßt! Es ist sicher die letzte Bitte für die Lotterie

— in diesem Jahre! Und dann drängt die Zeit. Das Jahr 1903, in dessen Lauf die Lotterie abgewickelt werden muß, naht und noch fehlen uns weitaus die meisten Gewinnste. Mit den bis jetzt vorhandenen Gewinnsten könnten wir kaum den zehnten Teil der Lotterie mit einer entsprechenden Anzahl von Treffern ausstatten. Aber das ent-

mutigt uns ebensowenig, als die fast unaufhörlich sich wiederholende Prophezeiung, die uns von Erfahrenen gemacht wird, daß nämlich die Lotterie unsere Hoffnungen nicht erfüllen werde. Wir wiederholen es, daß wir gewohnt sind, keine Schwierigkeiten zu fürchten, die im Gegenteil unsern Mut und unsern Eifer für das Gelingen der Sache nur noch steigern. Kleinmut, Mißtrauen, Furcht vor Schwierigkeiten sind uns völlig unbekannte Dinge. Unser Vertrauen in Gottes Güte und in die Mildtätigkeit unserer Leser ist zu groß.

Wir haben in unserer letzten Nummer verraten, daß noch rund

100.000 Kronen Schulden

auf dem Missionshause lasten. Überdies besitzt das Haus keinerlei Fond und ist bis jetzt bezüglich des Unterhaltes des ganzen Personales ausschließlich auf milde Gaben angewiesen.

Es kommt die Zeit, da sich groß und klein mit dem Weihnachtsfeste beschäftigt, um an diesem christlichen Freudenfeste Verwandte, Freunde und Hilfsbedürftige zu beschenken. Da feiert die christliche Charitas in Erinnerung an den im Stalle mensch-

gewordenen Gott wahre Triumphe. Nun im Namen eben dieses armgeborenen Heilandes, dessen Lehren und Erlösungsfrüchte unser Missionshaus den Negerheiden Zentral-Afrikas zu bringen berufen ist, erneuern wir die Bitte an alle Edelgesinnten, bei der heurigen Christbescheerung auch unsere Effekten-Lotterie bedenken zu wollen. Die meisten Sachen, die für den Christbaum taugen, sind auch für die Lotterie brauchbar. Gold, Silber und sonstige wertvolle Gegenstände sind als erste Treffer und Geldbeiträge als Mittel zur Vervollständigung der Lotterie willkommen.

Wir sagen allen bisherigen Wohltätern der Lotterie ein herzliches Vergeltsgott und bitten herzlich alle, welche diese Zeilen lesen, um recht baldige Ein-sendung weiterer Gegenstände oder Geldbeiträge. Die Zeit drängt und in dieser Weihnachtszeit soll die Sammlung von Gewinnsten soweit vervollständigt werden, daß wir nachher einen Schritt weitergehen und uns mit ganzer Kraft auf die Durchführung der Lotterie selbst verlegen können.

Allen unseren Wohltätern und Förderern der Lotterie wünschen wir von Herzen ein freudens- und gnadenreiches Weihnachtsfest und irdischen und himmlischen Segen vom neugeborenen Welterlöser.



Meine Eindrücke im Sudan.

Von P. J. M. Beduschki, F. S. C.

(Fortsetzung.)

III.

Jagd und Fischfang. — Fertigkeit in der Bearbeitung von Eisen und Elfenbein. — Anlage des Negers für die Kunst.

Außer den Erzeugnissen der Natur besorgen sich die Eingeborenen auch andere Nahrungsmittel durch Jagd und Fischfang. Im allgemeinen ist der Neger in diesen zwei Geschäften gerade kein Stümper.

Er hat für solche ihm so wichtigen Erwerbsquellen besondere Geschicklichkeit, Gewandtheit und eine seltene Erfindungsgabe in der Herstellung der dazu nötigen Gerätschaften; denn der Neger macht sich alles selbst, ist eigener Herr und Diener. Aus Baumwolle verfertigt er starke Stricke zu Fischnetzen und, wie es auch andere Völkerstämme machen, einzelne Stoffarten zur notwendigen Bedeckung.

Außerordentliche Fertigkeit besitzt sodann der Neger

auch in der Bearbeitung des Eisens. Es gehört das zu seinen liebsten Beschäftigungen und es ist ihm dabei keine Mühe zu groß und keine Anstrengung zu beschwerlich. Ihm zuzusehen wird eine wahre Lust, wenn er auf seine Eisenstangen loshämmert, daß links und rechts die Funken sprühen. Lanzen scheinen sein einzig begehrtes Produkt zu bilden, ebenso Pfeile, Messer und überhaupt Waffen, die ihm zwar zur Erwerbung des Unterhaltes große Dienste leisten, mehr aber als Bierde oder Spielzeug gebraucht werden.

Eisen erhalten die Neger gewöhnlich in Form von Stangen durch die arabischen Kaufleute oder Graben und verarbeiten es schon selbst. Jedoch ist letzteres noch weniger Sitte und für die Schwarzen wegen ihrer primitiven Hilfsmittel mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Im allgemeinen gibt es noch bei allen Stämmen eigene Vertreter des Schmiedehandwerks, die insgemein in großem Ansehen stehen und mit einer gewissen geheimnisvollen Scheu von allen behandelt werden. Der Grund dafür mag wohl in dem etwas geheimnisvollen Geschäft zu suchen sein. Der Schmied, der unter geschwärztem, rußigen Dache mit seinen ebenso schwarzen Gefellen sein Handwerk betreibt, die tiefatmenden Bälge preßt, das harte Eisen in funkenprühender Esse glühen macht, dasselbe biegt und windet nach Belieben und schwere Hammerschläge auf die geschmeidige Masse niedersausen läßt, daß dumpf und laut die Felskluft wiederbröhnt, dies Zyklopengeschlecht, das sich selbst wenig der Menge zeigt, wohl aber die Eisenstücke, die man dem schwarzen Schlot anvertraut als Werkzeuge der Freude und des Schreckens zugleich wieder entläßt, ein solches Handwerk, in dunkler, unheimlicher Stille begraben, ist dem Wilden ein Geheimnis, ein Rätsel, von einer Gottheit selbst auf die Erde gebracht.

Der Schmied begnügt sich aber damit nicht, bloß glatte Lanzen und Pfeile und Messer aus seiner feurigen Behausung herauszugeben, sondern will auch seine Künste der ganzen Welt offenbaren und ihr zeigen, was er im Stillen ausgedacht und dem kunstverständigen Hammer anvertraut. Das steigert die Achtung für den Schmied bei den Eingebornen noch viel mehr, wenn sie so all die Figuren betrachten, meistens mythische Gestalten, von ihrem Glauben dem kalten Eisen eingepreßt und für ihre Verhältnisse und nach ihren Anschauungsbegriffen meisterhaft dargestellt. Aber auch ein Europäer brauchte sich dieses Produktes in Anbetracht der wirklich einfachen Hilfsmittel nicht zu schämen. Manche Stücke sind oft besonders günstig gelungen, regelmäßig dargestellt und so schön geformt und geglättet,

daß sie sogar mit den Erzeugnissen einer europäischen Drechselbank verglichen werden dürften.

Die Nuer, ein Negerstamm im Sudan, sind weiterhin durch ihre Geschicklichkeit in der Anfertigung von Armbändern und dergleichen Schmucksachen, die bei der Toilette der Schwarzen eine große Rolle spielen, bekannt und ihre Waren sind den Eingeborenen ein gesuchtes, unentbehrliches Schönheitsprodukt. Alles, was die Nuer an Gegenständen liefern, darf unter ihren Verhältnissen, mit ihren primitiven Hilfsmitteln als wirkliche Muster in ihrer Art angesehen werden. Dazu steht ihnen das Eisen immer nur in langen Stäben zur Verfügung.

Andere Stämme gehen sogar noch weiter in ihrem künstlerischen Handwerk. So zeigte mir zu Redjaf ein italienischer Offizier einige riesiggroße Messer, die bei den Mafraka als Hinrichtungs-Instrument benützt werden. Der Griff war aus fein geschnittenem und gearbeitetem Elfenbein. Ebenso ließ er mich zwei gewaltige Kriegshörner sehen, die aus zwei großen, ausgehöhlten Elefantenzähnen gebildet waren. Er fügte noch bei, daß dies wenig sei im Vergleich mit dem, was er gesehen, Statuetten, Götzenbilder usw. Daraus sieht man, daß der Neger, wenn er frühe an Arbeit gewöhnt wird, es bei seinem guten Geschmack und mit Geduld zu etwas bringen kann, wovon man bereits Beweise hat am Senegal, in Ägypten und anderswo. Auf dem Markte in Omderman z. B. sieht man Neger geschickt herrliche Stöcke von Nilpferdhaut, Arm- und Fußbänder, sowie Schmuck in Filigran verfertigen, das sie von alten Münzen gewinnen; diese Arbeiten sind im Lande sehr gesucht, nicht nur wegen ihres Preises, sondern auch wegen ihrer Vollendung, die sich mit jener eines europäischen Goldschmiedes messen kann.

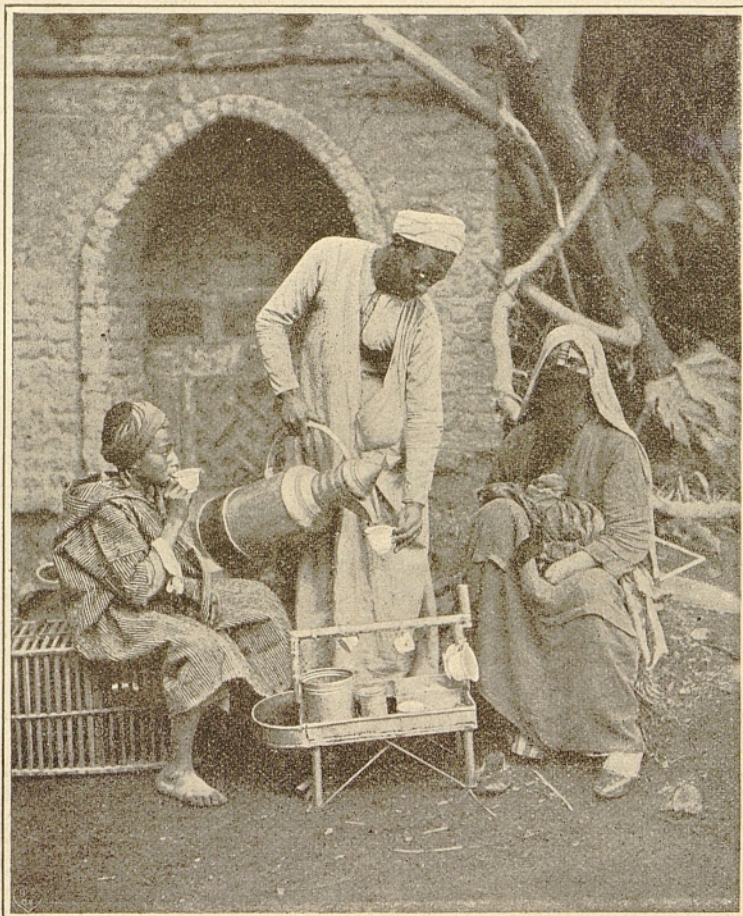
IV.

Anlage zur Musik. — Geschicklichkeit in den Tänzen. — Einige musikalische Instrumente.

Wo der Neger den feinsten Geschmack und den delikatesten Sinn zeigt, das ist die Musik. Das ist eine bereits allen bekannte Sache, über welche wiederholt geschrieben wurde. Der Neger hat ein sehr feines und delikates Gehör, hört die Töne auf überraschend weite Entfernungen und der Klang oder Ton jedes Instruments, so einfach und primitiv es auch sei, bringt ihn sogleich in Bewegung und erfüllt ihn mit so närrischer, unwiderstehlicher Freude, daß sie ihn fast in einen Zustand von Trunkenheit zu versetzen scheint. Eine Folge dieser seiner ungezügelter Begeisterung für die Musik ist die Liebe zum Tanz. In dieser Art der Unterhaltung hat der Neger,

soweit ich es beobachtet habe, ein wahre Vollendung erreicht. Wiederholt mußte ich auf Reisen den Tänzen beiwohnen, die man uns zu Ehren aufführte, und ich muß in Wahrheit sagen, daß ich nicht wenig überrascht und verwundert war über die Regelmäßigkeit, die Ordnung und auch die Anständigkeit derselben.

Unter anderem erinnere ich mich eines Tanzes, den ich zu Kairo am oberen Nil sah und an welchem Leute des Stammes der Njam-Njam und der Montutu in anständigster Kleidung teilnahmen; beim Klange eines einfachen Saiteninstrumentes tanzten sie mit solcher Natürlichkeit, Würde und Genauig-



Fliegendes Café in Kairo.

keit, daß sie in Europa nicht leicht übertroffen werden.

Es gelang mir öfter, die musikalischen Instrumente der Eingeborenen in die Hand zu bekommen und wenn ich die großen und kleinen Trommeln, die zylindrischen, konischen, langen und kurzen, wirklich schönen und merkwürdigen Hörner beiseite lasse, so gefielen mir am besten die Saiteninstrumente. Vor schön ist eine bei den Njam-Njam übliche Art von

Mandoline, die im Äußern unserer Mandoline gleicht und aus der harten Schale eines Kürbisses gebildet, ausgehöhlt, gut poliert und gefärbt und auf einer Seite offen ist. In dieser Trommel ist ein langer, gerader oder krummer Stiel befestigt, an dessen Ende die harmonischen Saiten angebracht sind. Zwei von diesen sind aus Haaren aus dem Schweife der Giraffe, die dritte aus Giraffendarm gefertigt; die Saiten

gehen der Länge nach über eine Kassette, dann durch deren Inneres und sind am Ende derselben befestigt.

Ein anderes, im Lande sehr häufiges Instrument, das mich durch seine sonderbare Form ebenfalls sehr überraschte, ist eine Art Zither der Mafraka, aber eine wirklich sonderbare Zither. Man stelle sich einen wohlgefügtten Schild einer Schildkröte vor, wie sie an den Ufern des Nil leben, mit gelb- und schwarz-geflecktem Rücken; dieser Schild bildet die Trommel. An den Seiten dieser Trommel sind zwei kleine Stöcke aus Bambus- oder Ebenholz befestigt, die gleichmäßig an einem Punkte vorstehen und an diesem Punkte mittels eines horizontalen dritten Stockes verbunden sind. Das Ende der zwei seitwärtigen Stöcke ist häufig mit zwei kleinen Gößen aus Elfenbein geschmückt und die Stöcke selbst sind verschiedentlich zierlich gearbeitet. Am Querholz sind fünf oder sechs Saiten befestigt, die durch das Innere der Trommel gehen, in deren Mitte einen kleinen Steg übersteigen und am Ende des Schildes befestigt sind. Ob der Klang dieser Instrumente fein ist, kann ich nicht entscheiden, da ich nicht mit einem besonders feinen musikalischen Gehör ausgestattet bin und kaum andere Schlüssel kenne als jene der Türen; das was ich bestimmt behaupten kann, ist, daß die Neger beim Hören dieser Instrumente wie betrunken werden.

Den erwähnten Instrumenten ist noch eine Art Guitarre mit langem Griffe anzufügen, deren Rasten aus dem gut gegerbten Felle einer Gazelle gemacht ist; dies ist vielleicht das gewöhnlichste und geschätzteste Instrument der Eingeborenen.

V.

Die Arzneikunde bei den Negern. — Erlangte Heilungen. — Die Sittlichkeit im allgemeinen.

Die ärztliche Kunst ist sicher weit zurück bei den Negern. Keiner von ihnen zerbrach sich je den Kopf über dicken medizinischen Bänden oder beförderte den Mitmenschen in die andere Welt durch Experimentieren, wie in den berühmtesten europäischen Kliniken. Ihre medizinische Wissenschaft beruht zumeist auf Zauberei und Aberglauben. Wie dem auch sei, das ist gewiß, daß wir manchmal Zeugen von Heilungen sind, die man in Anbetracht der angewendeten, höchst einfachen und primitiven Mittel für unmöglich gehalten hätte, weshalb ich glaube, daß ihre Blutabzapfungen, Pflaster, Absude usw. der Beobachtung eines Kundigen wert wären. Ich will nur einige Tatsachen anführen und es andern überlassen, darüber zu urteilen.

Eine hiesige Eingeborene heilte mit einem von ihr zusammengesetzten Heilmittel von Kräutern einen ihrer Landsleute gänzlich von einem schweren Bruche. Ein Neger, der mit Leberkrebs behaftet war, wollte

mehrere Monate im Walde unter den dichtesten Kräutern und machte dabei eine mir unbekannte, ihm von einem Erfahrenen des Dorfes angegebene Kur und kehrte vollständig geheilt heim.

Die Eingeborenen sind gewöhnlich Brustkrankheiten wie Pulmonitis, Bronchitis usw. ausgesetzt, die dann in Schwindsucht endigen. Bei solchen Krankheitsfällen nun ist es etwas Gewöhnliches, daß sie an der Kehle einen Einschnitt machen und sich hiedurch, sowie mit einem besonderen Trank vollständig heilen. In Kairo stand ich etwa 14 Tage einem unserer christlichen Neger bei, der von einer bereits in Schwindsucht übergegangenen Lungenkrankheit befallen und bereits von den tüchtigsten Ärzten aufgegeben war. Dieser nun nahm zu einem in der Sache erfahrenen Landsmann seine Zuflucht, erhielt den besagten Einschnitt und einen Trank, wodurch er in wenigen Tagen besser wurde und völlig genas. Er konnte bald nachher zu seinen schweren Feldarbeiten zurückkehren und trat später als Soldat in die ägyptische Armee ein. Ich hätte noch andere Beispiele, die ich der Kürze halber übergehe. Ich bemerke nur noch, daß die Neger im allgemeinen auf ihre medizinischen Kenntnisse sehr eifersüchtig sind und sie nicht leicht anderen, noch viel weniger aber Fremden das Geheimnis ihrer Tränke und Pflaster für die verschiedenen Krankheiten, mitteilen; aus diesem Grunde haben wir hier bisher wenig Positives über diese Sache erfahren können.

Was nun die Sitten der Neger betrifft, so pflegt man im allgemeinen zu sagen, daß sie sehr verderbt sind. Ich muß gestehen, daß in diesem Punkte die Ansicht, die ich mir vor meiner Ankunft im Sudan gebildet hatte, viel schlechter war, als ich es nachher in Wirklichkeit gefunden habe. Bei den Stämmen, durch die wir gekommen sind und besonders im Stamme der Schilluk, wo wir jetzt sind, beobachteten wir immer, sowohl im Umgang, als auch bei den Tänzen, Festen und Lustbarkeiten dieser Eingeborenen, einen gewissen Ernst, wie man es unter Wilden nicht erwarten möchte und einen solchen Anstand, wie man ihn bei ähnlichen Anlässen gewiß nicht immer in den zivilisierten Ländern Europas findet. Wir waren nicht die ersten, die diese Tatsache wahrnahmen, sondern unsere Vorgänger in der Mission und zahlreiche Forscher, welche vor uns diese Gegenden besucht haben, machten nicht ohne Staunen die gleiche Beobachtung. Was das innere Familienleben dieser Neger betrifft, so war es uns bisher nicht möglich, soweit einen Einblick zu erhalten, um ein richtiges Urteil darüber abzugeben. Eine Menge von Gründen bewirken, daß der Neger noch sehr mißtrauisch gegen die Fremden ist, von denen er in der Vergangenheit

soviel zu leiden hatte infolge der schrecklichen Raubzüge der arabischen Sklavenjäger. Das, was wir fragen können, ist, daß wir fast allenthalben eine gesunde und kräftige Jugend antrafen, die zahlreich im Schatten der väterlichen Hütte heranwächst und daß es äußerst strenge Maßregeln und Strafen gegen Sittlichkeitsvergehen gibt, wie Auspeitschung, Einziehung des Viehes und selbst die Todesstrafe. Bei alledem wird auch das Böse nicht fehlen und sicher wird es in anderen Stämmen noch ärger sein. Aber ist es in den zivilisierten Ländern vielleicht besser? Ist etwa dort, wo die Regierungen das, was Gewissen und göttliches Gesetz verbieten, durch ihre Gesetze gestatten oder zu gestatten suchen, Grund vorhanden, die Roheit der Wilden zu beklagen? Ich meinerseits traue mir nicht zu antworten. Nach allem, was ich bis jetzt hier beobachtet habe, scheint es mir sicher, daß die Missionäre in diesem Teile des Sudan im Punkte der Sitten nicht jene Hindernisse finden werden, die sich oft in den vom Islam beeinflussten und angesteckten Ländern, wie in Nordafrika und an den Küsten entgegenstellen.

VI.

Religiöse Ansichten. — Kenntnis Gottes. — Proben von Standhaftigkeit im Glauben.

Wir kommen nun zur Religion. Da ist vor allem gewiß, daß die Neger im allgemeinen einen Gott, einen großen Geist, Schöpfer des Weltalls, kennen. Dieser Begriff wird in ihrem Geiste mehr oder weniger unterschieden, mehr oder weniger verquickt sein mit abergläubigen Ideen, von mehr oder weniger großem Einfluß auf ihr praktisches Leben sein; aber er existiert und ist tief eingewurzelt. So haben die Schilluk bei ihren Begrüßungen immer den Namen Gottes im Munde. Wenn man zum Besuche in ein Dorf geht, so ist das erste Wort, das einem bei der Begegnung entgegentönt: «U cal Giuoch» d. h. „Dich hat der Herr hergeführt“. Wenn man fortgeht, sagen sie zum Grusse: «Cal-u Giuoch» d. h. „Dich begleite der Herr“ usw. Giuoch ist nach ihnen ein leichtes Wesen, schnell wie der Wind, der weht. Wenn man einen kleinen Schilluk fragt: „Wer hat dich erschaffen?“ antwortet er unfehlbar: „Giuoch, der den Himmel, die Erde und alle Tiere gemacht hat.“

Als ich mich auf unserer Reise mit Monsignor Novaggio in Fort Berkeley befand, besuchte ich fast täglich ein großes Dorf mit etwa hundert Herden, um mit Gottes Hilfe einiges Gute zu erreichen und etwas die Sprache der Bari zu erlernen. Eines Abends nun wollte ich u. a. versuchen, zu entdecken, was jene Wilden von Gott dächten und wie sie ihn nannten. Ich lenkte daher das Gespräch auf die

harten Unglücksschläge, welche sie während der letzten Einfälle der Dervische in ihr Land getroffen hatten und bestrebte mich, sie mit der Hoffnung zu trösten, daß die nun von den Weißen völlig besiegten und vernichteten Dervische nie wieder sie belästigen würden. Ich sagte ihnen, daß sie dort oben im Himmel einen Vater, einen großen, guten Geist hätten, der mit ihrem Elend und ihren Leiden Erbarmen gehabt und sie nun getröstet habe. Bei diesen letzten Worten unterbrachen mich mehrere Stimmen und riefen: „O ja, Gnu, der große, der gute Geist, der den Himmel, die Erde und alle Neger erschaffen hat.“ „Nun gut“, fügte ich bei, „dieser große und gute Geist hat uns jetzt zu euch gesandt, um euch zu erleuchten, indem wir euch ihn noch mehr kennen und lieben lehren, als ihr bisher getan habt und so euch immer mehr seinen Schutz zu sichern. Wenn ihr uns anhören werdet, so wird er die Dervische und die Sklavenjäger Gialabbe immer von euch ferne halten und euch im gegenwärtigen und noch viel mehr im künftigen Leben glücklich machen.“

Ich fuhr fort, ihnen von Gott zu sprechen, von jenem Gott, den sie unter dem Namen Gnu kannten, welcher alle Menschen, sowohl die Schwarzen als die Weißen erschaffen hätte und der sie alle als Brüder wolle. Jene guten Bari hörten mich mit Interesse an und ich nahm wahr, daß mehr als einer sich von meinen Worten überzeugt zeigte. Zwei junge Eheleute, die jeden Tag um mich waren, versprachen, daß sie täglich den Gott des Himmels bitten, nie mehr zu den Zaubereern gehen und am Hals stets eine Medaille tragen würden, die ich ihnen gegeben hatte. Unsere unvorhergesehene Abreise von Gondokoro gestattete mir nicht, den Unterricht der zwei Katechumenen zu vollenden, die sehnüchlich die Rückkehr eines Missionärs, der sie zu Christen mache, erwarten.

In Bezug auf den Glauben der bereits zum Christentum bekehrten Neger könnte ich sagen, daß, wenn in einzelnen Gegenben infolge des unbeständigen Charakters etwas zu wünschen übrig bleibt, er in anderen Stämmen absolut bewunderungswürdig ist und ich könnte das anführen, was die Missionäre aus Uganda schreiben. Hier will ich nur eine Tatsache anführen, die uns begegnete.

Eines Tages, während wir in Fort Berkeley waren, etwas nach Mittag, sahen wir eine Schaar Eingeborener auf uns zukommen, die wir an Haltung und Aussehen sofort als nicht zum Stamme der Bari gehörig erkannten. Sie kamen in der Tat aus Uganda und sobald sie vor Monsignore und uns Patres waren, knieten sie ehrerbietig nieder, indem sie uns die Medaille und den Rosenkranz zeigten, den sie am Halse trugen und das Kreuzzeichen machten,

um uns zu erkennen zu geben, daß sie Christen seien. Wir kannten ihre Sprache nicht, aber unter den Soldaten des Forts fand sich bald ein Dolmetsch, mit dessen Hilfe sie uns sagten, daß einige von ihnen Christen und andere Katechumenen der Mission von Uganda wären. Sie waren seit mehr als 20 Tagen auf der Reise mit einer Karawane und da sie in einem nahen Dorfe erfahren hatten, daß Weiße mit langem Barte und weißem Kleide gekommen seien, hatten sie vom Haupt der Karawane die Erlaubnis erbeten, ihr Gepäck abzulegen und uns zu besuchen. Sie waren dann schnurstracks auf uns zugekommen. Ihre Freude bei unserem Anblick und bei der Wahrnehmung, daß wir wirklich Missionäre waren, war sehr groß und sie erbauten uns mit ihren Zeichen von Frömmigkeit. Als sie zu trinken verlangt hatten, führte keiner das Wasser an die Lippen, ohne vorher das Kreuzzeichen gemacht zu haben und da einer der Katechumenen es noch nicht gut machen konnte, nahm der nächststehende der Neophiten dessen Hand, sagte ihm die Worte vor und half ihm das Kreuzzeichen machen. Als wir sie in unsere provisorische Kapelle führten, traten die Katechumenen, dem Brauche gemäß, nicht ein, sondern blieben an der Türe; die andern traten ein, knieten andächtig nieder und beteten gemeinsam in ihrer Sprache den hl. Rosenkranz.

Dies sind gewiß sehr schöne Beispiele lebendigen Glaubens und christlicher Frömmigkeit, die umso schätzenswerter sind, wenn man beachtet, daß sie damals inmitten muslimännischer Umgebung reisen mußten, ferne von Heimat und jedem christlichen Zentrum und doch marschierten sie ohne menschliche Rücksichten mit ihrem Rosenkranz am Halse freimütig inmitten jener Muselmänner und sie waren noch fast alle sehr jugendlich. Andere dieser Christen trafen wir während der Reise und stets hatten wir Grund, ihre Frömmigkeit und ihren Glaubenseifer ohne menschliche Rücksicht zu bewundern.

Am Abend des 28. Dezember waren wir in Gondokoro angekommen; am folgenden Morgen beim Tagesgrauen befand sich ein Jüngling am Ufer und machte uns Zeichen mit seinem Rosenkranz. An der Fahne, die auf dem Schiffe wehte, hatte er erkannt, daß wir Missionäre waren und er bat, zu uns kommen und mit uns beten zu dürfen. Er wurde in das Schiff genommen und mit Hilfe eines Dolmetschers befragt, gab er solche Antworten, daß wir alle erstaunt waren. Diese Wirkungen unserer hl. Religion sind in der Tat ein großer Trost für uns, ein Trost, der uns das Herz zu den schönsten Hoffnungen öffnet und die Fehler vergessen macht, die in wilden Naturen nicht fehlen können.

VII.

Ein Schlusswort.

Aus dem Wenigen, was ich bisher über Anlage, Fähigkeiten, Gebräuche und Religion der Neger gesagt habe, dürfte man klar schließen können, daß die Annahme ungerechtfertigt ist, die Neger seien gleich den Tieren jeder Kultur unfähig und der christlichen Bildung unzugänglich. Gewiß habe ich wenig gesagt, aber ich habe wenig gesagt, um nicht aus dem Kreise meiner persönlichen Erfahrung hinauszugehen und um so sicherer zu sein, daß alles wahr ist. Wie sehr auch die guten Eigenschaften, die der Neger besitzt, von seinen natürlichen Fehlern, seiner Indolenz und Unbeständigkeit in Schatten gestellt werden können, so ist doch gewiß, daß sie, nachdem sie einmal vorhanden sind, jene Früchte hervorbringen werden, die ihre naturgemäße Folge sind, wenn sie von geschickter und hingebungsvoller Hand gepflegt und entwickelt werden. Und das ist eben die hauptsächlichste Aufgabe des Missionärs: mit der persönlichen Entsagung, mit der Heiligkeit des Lebens, mit der Standhaftigkeit muß er die wilden Naturen bändigen, die guten Keime wecken und das Schlechte ausmerzen.

O, es ist also nicht auf den Antrieb religiösen Enthusiasmus hin, daß der Missionär das Opfer der Heimat, der Familie und selbst des Lebens bringt, um in diese fernen Länder zu kommen. Das Unternehmen, das er zu vollbringen kommt, ist hoch, die Opfer, die er sich dazu auferlegt, sind gerechtfertigt. Es ist wirklich eine Schande, daß es jemand auf der Welt gibt, der eine Stimme des Tadels oder des Mitleids für die Apostel des Glaubens zu erheben wagt und dann kein Wort der Verurteilung für jene Händler hat, die gierig nach Gold und Elfenbein uns überall auf den Fersen folgen, indem sie leben, um sich zu bereichern, indem sie Schätze aufhäufen, die sie dann, da sie ohne Nachkommen sind, Fremden hinterlassen; die anstatt des Lichtes der Bildung, wovon sie sich erleuchtet glauben, Flaschen von Schnaps unter diese Völker tragen. Aber dem sei genug. Wie dem auch immer sei, wir werden fest auf unserem Posten bleiben um des guten und großen Wertes willen, wofür wir gekommen sind. Wenn wir heute fallen, so werden morgen Andere, Bessere und Tüchtigere als wir, aus Europa kommen, um unsern Platz einzunehmen und jene Fahne hochzuhalten, die, einmal aufgepflanzt, nicht mehr sinkt, um das Werk fortzusetzen, das, wenn es Opfer fordert, durch diese eben immer größer wird und aller Hindernisse wegen nicht aufhört zu wachsen, da es Gott zur Basis und die Ewigkeit als Grenze hat.

Die Kost der Neger.

Eine Frage, die der Reisende in der Heimat besonders häufig zu hören bekommt, ist die: „Was essen denn die Schwarzen?“ Manche setzen dabei voraus, daß die Neger Inner-Afrikas sich nur von den Wurzeln und Kräutern des Waldes, sowie vom Fleisch erlegter Tiere nähren; bei anderen findet man dagegen die Ansicht verbreitet, daß die Afrikaner fortwährend im Genuß der herrlichsten Tropenfrüchte schwelgen, so erzählt der Afrikareisende Dr. D. Baumann. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte, man kann behaupten, daß die Schwarzen im allgemeinen zwar anders, aber nicht besser und nicht schlechter leben als der Durchschnitt unserer Landbevölkerung. Denn die ungeheure Mehrzahl der Neger, wenn sie auch leicht bekleidet und schwarz sind, ist doch nichts anderes als Bauern. Zwar haben ihre Wohnsitze nicht jenen Grad der Stabilität wie unsere Dörfer, da die leichte Bauart der Hütten und die Größe unbauter Ländereien eine Ortsveränderung erleichtert, doch findet eine solche oft nur nach Jahrzehnten oder Generationen statt, während echte Viehnomaden und Jägerstämme verhältnismäßig selten sind. Die Hauptnahrung der Afrikaner besteht aus Früchten des Ackerbaues. Im Westen des tropischen Afrika spielt der Maniok unbedingt die Hauptrolle. Dieses nützliche Gewächs wird überall angebaut, seine mächtigen Knollen werden in der verschiedensten Weise zubereitet. Oft ist man sie einfach gekocht und geröstet, meist aber wird die trockene Wurzel zu Mehl zerrieben und daraus Brei oder das besonders am Kongo übliche Brot, die Kwanga, gewonnen. Letzteres ist eine dicke, zähe Masse, die nach „Duargeln“ riecht, aussieht wie feuchter Lehm, aber für Vorurteilsfreie ganz gut schmeckt und sehr nahrhaft ist. Dazu wird meistens eine Art Spinat aus Maniok- oder anderen Blättern gegessen, die mit Palmöl und Pfeffer aromatisiert wird. Den Nachtisch bildet eine aus gehackten Grundnüssen, die wie Mandeln schmecken und scharfem roten Pfeffer hergestellte Mischung. Auch aus den Damsknollen und süßen Kartoffeln pflegt man durch Kneten und Schlagen recht wohlschmeckenden, zähen Brei herzustellen. Der selbe wird meist dampfend in einem flachen Korb auf den Boden gestellt. Die Hausgenossen kauern sich herum und langen meist mit den Händen, seltener mit Löffeln tüchtig zu. Jeden Bissen tauchen sie in die scharfe Sauce und spülen ihn dann, ohne ihn zu kauen, mit einem

Schluck Wasser hinab. Im Innern Ostafrikas vertritt das Sorghum, die Negerhirse, die Stelle des Manioks und wird meist in Form eines roten Breies gegessen. Sehr wichtig ist auch die Banane, die vielleicht als ursprünglichste Nahrungspflanze Zentralafrikas zu betrachten ist. Man findet jedoch weniger die Art mit kleinen, süßen Früchten, die sogenannten echten Bananen, sondern häufiger die Platains mit großen, im rohen Zustande etwas herben Früchten. Diese werden teils unreif in der Asche geröstet, zu Mehl zerrieben und zu Brei gekocht, teils reif gebraten und zu mancherlei, meist sehr wohlschmeckenden Gerichten verarbeitet. An Obst kommen außer den genannten süßen Bananen nur Ananas und Tamarinden in Betracht. An der Küste findet man freilich mancherlei treffliche, aus anderen Tropenländern eingeführte Früchte, von welchen aber höchstens Papaia und Zitronen wenigstens eine Strecke weit im Innern noch vorkommen. Hülsenfrüchte sind fast überall bekannt und bilden in manchen Gegenden sogar die Hauptnahrung.

Einen merkwürdigen Siegeszug hat der Reis in neuerer Zeit durch Zentralafrika angetreten. Derselbe folgt nämlich genau der Ausbreitung des Islam von Ost nach West derart, daß eine Karte, welche die Grenzen mohammedanischer Einflüsse im tropischen Afrika darstellen würde, zugleich auch das Verbreitungsgebiet der Reiskultur zur Anschauung brächte. Die ganzen ungeheuren Gebiete des Sudan und der oberen Nilländer sind dem Reis schon längst erschlossen, welcher, den Spuren des Islam folgend, in Senegambien und Ober-Guinea bereits die Westküste Afrikas erreicht hat. Am oberen Kongo ist es Tippu-Tip, der Vielgeschmähte, der, von Sansibar kommend, den Reis eingeführt hat. Man pflegt in Afrika meistens Bergreis und nicht Wasserreis anzubauen, was die Kultur natürlich sehr erleichtert, so daß der Reis als Hauptnahrungsmittel immer mehr an Boden gewinnt. Als Fett dient in Ostafrika Sesam, während in Westafrika fast ausschließlich Palmöl zur Verwendung kommt. Wird dieses frisch den Nüssen ausgequetscht, so dient es zur Herstellung der Muamba, im englischen Küstendialekt „Palm-oil-chop“ genannt. Es ist das ein Gericht von Fleisch, Fischen oder Vegetabilien, die mit viel Pfeffer im frischen, roten und breiigen Palmöl gebraten werden. Für die Neger ist dies das Ideal einer Speise; aber auch viele in Afrika

lebende Europäer erklären es für die Krone der Kochkunst. Ein alter englischer Faktorst, der viele Jahre an der Guinea-Küste zugebracht und sich ein Vermögen erworben hatte, konnte von seinen Verwandten schließlich nur dadurch zum dauernden Aufenthalt in Europa bewogen werden, daß sie alle Ingredienzien aus Westafrika kommen ließen, um ihm täglich seinen geliebten «Palm-oil-chop» vorsetzen zu können. Die Stelle dieses echt afrikanischen Gerichtes vertritt in Ost-Afrika das indische Curry, dessen grünliche, alles nivellierende Gewürzsauce über alle denkbaren Nahrungsmittel ausgegossen wird, die dann mit Reis auf den Tisch oder vielmehr auf die Matte kommen.

Wenn auch, wie gesagt, Vegetabilien die Hauptnahrung der Neger bilden, so verschmähen sie doch Fleisch keineswegs, ja in Ausnahmefällen nimmt dies sogar den ersten Rang ein. So dürfen die jungen Krieger des räuberischen, ostafrikanischen Stammes der Massai nur Rindfleisch essen und Milch trinken, wobei sie sich ganz wohl befinden. Die Kongostämme dagegen verschmähen die Milch ihrer Ziegen vollständig, züchten letztere nur des Fleisches wegen und lachen über den Europäer, der Milch trinkt. Sie halten selbst den Genuß der Hühnereier für sehr ekelhaft, während andere Stämme diese sowohl als die trefflichen Schildkröteneier sehr zu schätzen wissen. Wie es bei den Anwohnern eines Riesentromes begreiflich ist, genießen die Kongostämme mit Vorliebe Fische, die sie zu räuchern und lange aufzubewahren verstehen. Eine andere Bereitungsart lernte ich in Fernando Po kennen, wo man die Fische zerstampft und zu einem schmutziggrauen Klumpen formt. Derselbe wird in Bananenblätter eingeschlagen und über dem Feuer geräuchert, worauf er ganz pikant schmeckt. Noch vortrefflicher soll nach Aussage der Bakongo der Geschmack dicker, weißer Maden sein, die in den faulenden Blätterdächern der Hütten leben und mit Vorliebe verspeist werden. Dieselben Leute, welche den Genuß von Hühnereiern und Milch höchst widerlich finden, braten Frösche und Spitzmäuse an Stäbchen und erklären weiße Ameisen für eine Delikatesse. Letztere scheinen besonders in den Ländern am oberen Nil und Nelle beliebt und der berühmte Forscher Dr. Wilhelm Junker war genötigt, lange Zeit mit einem Ei zu kochen, das aus dem fetten Hinterteil weißer Ameisen gewonnen wurde und sehr gut sein soll. Ich selbst kann über den Geschmack von Ameisen, Würmern und anderem niederen Wild nicht aus eigener Erfahrung sprechen, sondern nur bezeugen, daß das Fleisch von jungen Affen, Stachelschweinen und grauen Papageien gar nicht zu verachten ist. Falls

ich wieder nach Afrika kommen sollte, würde ich vielleicht auch lernen, das Fleisch des treuen Begleiters des Menschen, des Hundes, zu schätzen. Bei manchen Stämmen haben es die Hunde recht schlecht, sie werden nicht gefüttert, leben nur von Exkrementen und bieten ein Bild nie gestillten Hungers. Andere, wie die Bateke und Bangala am oberen Kongo, mästen die Hunde sorgfältig, hauptsächlich mit Vegetabilien und verspeisen sie mit Wollust.

Vom Hundefraß bis zum Menschenfraß ist nur ein Schritt. Wirklich finden wir, daß zahlreiche Stämme Inner-Africas, darunter auch die Bangala, Basoto und andere Völker des oberen Kongo, arge Kannibalen sind. Der Fall ist allerdings ein sehr seltener, wenn auch kein unerhörter, daß man Weiber, Sklaven oder Kinder aus reiner Freßgier mordet. Weitauß die meisten Opfer sind Kriegsgefangene oder Verbrecher. Ein freundlicher Bangala-Arbeiter in der Stanley-Falls-Station erzählte mir einst mit harmloser Miene, wie es dabei zugehe. Um das gefesselte Opfer stellt man mächtige Krüge mit Zuckerrohrwein, dann wird ihm der Schädel rasiert, die Arme und Beine gebrochen und der Kopf abgeschnitten. Dann werden die Körperteile nach dem Rang der Festgäste verteilt, unter Umständen auch als Ehrengaben an Häuptlinge befreundeter Dörfer geschickt, in Palmöl gebraten und verzehrt. „Das ist scheußlich,“ meinte ich. „Im Gegenteil, vortrefflich, besonders mit Pfeffer!“ sagte mein Bangala mit Überzeugung. Man kann übrigens beobachten, daß alle Stämme, die mit Europäern oder Arabern in nähere Berührung kommen, sehr bald anfangen, sich ihrer kannibalischen Sitten zu schämen und dieselben nur mehr geheim pflegen, später aber ganz aufgeben. Eine merkwürdige Sitte ist das Essen von Tonerde, das besonders bei den Alima-Bateke und Balali beliebt ist. Meistens begnügen sich die Neger mit einer tüchtigen Mahlzeit täglich, wobei sie möglichst viel von einer Speise verzehren. Die Art der Europäer, mehrere Speisen nacheinander aufzutragen und von jeder etwas zu genießen, erscheint ihnen lächerlich. Viele Neger können lange Zeit mit spärlicher Nahrung auskommen, bieten sich ihnen aber wieder reichliche Lebensmittel, so verschlingen sie unglaubliche Mengen.

In den Küstengegenden hat die Lebensweise der Eingeborenen bereits vielfache Veränderungen erfahren, der indische und besonders der arabische Einfluß war in Ost-Afrika ein sehr einschneidender. Obwohl die Araber sich der Hände beim Essen bedienen und die Schüsseln auf Matten stellen, führen sie doch selbst im Innern des Kontinents eine sehr gute Küche und verstehen die Produkte des Landes treff-

lich auszunützen. Mit Vergnügen erinnere ich mich der Mahlzeiten, die ich im Lager Tippu-Tips an den Stanley-Fällen des Kongo eingenommen habe, noch unvergeßlicher aber wird mir jene bleiben, die wir bei Pangani gemeinsam mit Buschiri verzehrten,

nachdem letzterer geruht hatte, unsere Ketten zu lösen und von unserer Hinrichtung abzusehen. Noch ließe sich manches aus der Speisefarte der Neger anführen, doch wende ich mich einem andern Gebiet, jenem der Getränke zu. Es wäre ein sehr irriger



Händler mit Wasserkrügen in Ägypten.

Gedanke, zu glauben, daß die Neger immer erst warten, bis wir Europäer kommen, um sie mit Branntwein zu „vergiften“. Sie verstanden es wohl schon seit Urzeit, geistige Getränke herzustellen und verstehen dies auch heute noch in Gegenden, bis zu welchen noch nie ein Tropfen europäischen Sprits gedrungen ist. Fast überall bekannt ist der Palmwein, der durch Anzapfen der Palme unterhalb der Blattkrone gewonnen wird. Der beste kommt von

der Ölpalme und schmeckt im frischen Zustand wirklich sehr angenehm, wird aber bald scharf und herb, worauf ihn die Neger erst zu schätzen beginnen. Ebenfalls sehr verbreitet ist der Zuckerrohrwein, am oberen Kongo Massanga, in Ost-Afrika Pombe a Mina genannt. Dieses milchig-trübe Getränk ist ganz und garnicht übel und erinnert sogar an Heurigen, ohne allerdings die begeisternde Kraft des Nektars zu besitzen. Dennoch habe ich schon manchen

vergnügten Abend in Afrika mitgemacht, wobei Bombe a Mina als einzig belebendes Element wirkte. Ein anderer Trank wird aus Negerhirse bereitet, sieht rotbraun aus, schäumt und wird von Optimisten als Bier bezeichnet. Den „afrikanischen Champagner“ dagegen macht man aus reifen Bananen und erzielt ein wohlschmeckendes und erfrischendes, stark kohlen-säurehaltiges Getränk, welchem ein in Ostafrika beliebter, aus dem Honig der Waldbienen gewonnener Met nicht zu vergleichen ist. Die Neger pflegen zeitweise große Trinkgelage abzuhalten, aber selten abends, meist in der hellen Mittagsglut, auf Märkten usw. Manchmal allerdings setzt sich ein solches Gelage ununterbrochen durch mehrere Tage fort. Gewisse afrikanische Potentaten kommen aus dem Dufel eigentlich gar nie heraus.

Von narkotischen Genüssen steht das Tabakrauchen obenan. Fast überall im tropischen Afrika wird Tabak angebaut, den die Schwarzen aus Pfeifen sehr verschiedener Form rauchen. Häufig sind es Ton-pfeifen, vielfach aber auch Antilopenhörner, Kalebassen, ja grüne Bananenstengel, aus welchen geraucht wird. In Ost-Afrika beginnt die Papier-Zigarette sich zu verbreiten, Zigarren sah ich jedoch nur bei schwarzen „Gentlemen“ und bei den Angola-Weibern, die häufig in den Kongo-Faktoreien anzutreffen sind. Eine rauchende Angola-Frau bietet übrigens ein ganz merkwürdiges Schauspiel. Sie beißt mit ihren weißen Zähnen die Spitze der Zigarre ab, brennt sie an und steckt das glimmende Ende in den Mund, um sie auf diese Weise mit größter Gemütsruhe zu Ende zu rauchen. Hält man ihr etwa das Un-praktische und Gefährliche dieses Verfahrens vor, so meint sie lachend, wir Europäer verstünden eben

das Rauchen nicht und dies sei die einzig vernünftige und genussreiche Art, Zigarren zu rauchen. Das Tabakschnupfen ist in vielen Gegenden sehr üblich. Ebenso verbreitet ist das Hanf- (Hafisch)-Rauchen, wozu meist eine aus einer Kalebasse gefertigte Wasserpfeife benützt wird. Die Raucher pflegen sich in einen Kreis zu setzen und jeder einen starken Zug aus der Pfeife zu tun. Dann husten sie langsam und taktmäßig, lachen und schwätzen Unsinn. Besonders Träger und andere Leute, die schwer arbeiten müssen, lieben Hanf sehr, ohne daß man eine schädliche Einwirkung auf ihre Gesundheit bemerken könnte. Freilich mag sich der fortgesetzte Gebrauch dieses Giftes in späteren Jahren umso härter rächen. Nach Ost-Afrika ist das ekelhafte Betel-Rauen aus Indien eingeführt worden, welches die Zähne rot färbt und die Rauenden zum fortwährenden Ausspucken zwingt. Weit reinlicher ist das Rauen der Kola-Nuß, welches in Westafrika, besonders aber in den Sudanländern ungeheure Verbreitung besitzt. Da der schöne, schattige Kolabaum nicht überall gedeiht, so hat sich ein recht bedeutender Handel mit dieser Nuß entwickelt. Die Nuß schmeckt angenehm bitter und ist hunger- und durststillend, also auch für Reisende zu empfehlen. Anfangs wirkt Kola-Rauen, besonders wenn man, wie dies meist geschieht, die gefaute Nuß schluckt, ähnlich wie andere Narkotika, schlafverhindernd, doch verliert sich das nach einiger Gewöhnung. Es soll gegenwärtig gelungen sein, mittels der Kola-Nuß ein sehr nahrhaftes und etwas narkotisches Getränk als Ersatz für Kaffee und Katsao herzustellen, so daß Kola vielleicht in kurzer Zeit ein bedeutender Ausfuhrartikel Zentral-Afrikas werden wird. (Kr. u. Schw.)



Gerichtsverfahren des Königs der Schilluk.

Im Stamme der Schilluk liegt die Regierung in der Hand eines Einzigen, des Ret oder Mak, welcher die oberste Gewalt innehat und das lebendige Gesetz für alle seine Untertanen ist. Der Ret nun ist als oberstes Haupt des Volkes auch oberster Richter desselben und er selbst verwaltet die Gerechtigkeit, indem er die Fälle prüft, die Zeugen anhört, die Entscheidungen fällt. Natürlich ist eine

solche Regierungs- und Gerichtsform, besonders in einem wilden Lande, nicht die beste; es sind da acht oder neun Millionen Individuen den Händen eines Einzigen ausgeliefert, der jeden Augenblick vom unumschränkten Despoten zum grausamen Tyrannen werden kann. Lassen wir aber diese Möglichkeiten beiseite und nehmen wir die Dinge, wie sie jetzt hier sind. Da muß man nun zugeben, daß der

gegenwärtige Herrscher für einen afrikanischen König gute Anlagen und nicht gewöhnliche Talente besitzt. Er versteht es auch, bei seinen Urteilen und Entscheidungen mit einer gewissen Klugheit und Unterscheidungsgabe eine gleiche Geschicklichkeit und Energie zu verbinden, wenn es sich handelt, seine Meinung zur Geltung zu bringen. In den wichtigeren Fällen fragt er auch um die Ansicht seines Rates und nimmt sie gewöhnlich gerne an. Mit diesen natürlichen Anlagen vereinigt der Ret noch eine erprobte Kenntnis seines Stammes und aller Gebräuche und Gepflogenheiten desselben. Er kennt ganz genau nicht nur die Zahl der Dörfer, sondern auch die besonderen Verhältnisse eines jeden einzelnen derselben; er ist auf dem Laufenden über jedweden Vorfall im ganzen Stamme und man möchte sagen, er kenne jedes Individuum desselben. Dies ist bei einem so zahlreichen und ausgedehnten Stamme, wie der der Schilluk ist, eine Sache von größter Wichtigkeit. Überdies besitzt er einfache und leutselige Manieren und ist für jeden Untertan, sei es ein Erwachsener oder Knabe, arm oder reich, leicht zugänglich.

Jeden Tag, angefangen von den frühesten Morgenstunden, sitzt er unter dem großen, belaubten Baume, der neben seinem Königsdorfe sich erhebt, stets bereit, jeden, der sich ihm vorstellt, gleich zu empfangen, Begünstigungen zu erteilen, Streitigkeiten zu regeln, Entscheidungen zu geben. Auf seiner kleinen Bank, die ihm als Thron dient und auf welche niemand anderer sich setzen darf, außer wenn es einer seiner intimsten Vertrauten und von ihm selbst eingeladen wäre, sitzend, angetan mit einer einfachen Haut wie jeder andere seiner Leute, bringt er die langen Stunden damit zu, daß er seine Antworten und Entscheidungen gleich Orakelsprüchen erteilt.

Ein glücklicher Umstand macht es mir möglich, hier eine Probe seiner Handhabung der Gerechtigkeit zu geben. Vor kurzem hatte sich einer unserer Brüder mit dem Koche zum Ret begeben, um ihn in einer Angelegenheit zu sprechen. In Verhandlung mit dem König überfiel sie die Nacht und sie mußten als Gäste im Königsdorfe übernachten.

Am Morgen kam der König selbst in früher Stunde sie rufen und lud sie ein, an einer seiner täglichen Gerichtssitzungen unter dem bekannten Baume teilzunehmen. Sie folgten gerne der Einladung, mehr aus Neugierde als aus sonst einem Grunde und so erfuhren wir die Einzelheiten dieser Gerichtssitzungen.

Der Ret erscheint in seiner gewöhnlichen Kleidung, setzt sich ohne besonderes Zeremoniell auf seine Bank und ladet dann unseren Bruder und den Koch ein, an seiner Seite auf der Bank Platz zu nehmen. In

der Nähe sitzt auf der Erde der erste Minister und große Vertraute des Königs. Die Leute vom Rate und die Parteien sitzen im Halbkreis in entsprechendem Abstände herum, im Ganzen etwa 15 Personen. Die Gerichtssitzung beginnt.

Als erster erscheint ein Knabe. Er kriecht auf den Knien heran, ohne je die Augen vom Boden zu erheben und zieht eine Ziege hinter sich her. Angelangt zu den Füßen des Ret beugt er sich tief bis zur Erde, indem er das Wort „No!“ das heißt „Herr“ spricht. Der Ret erwidert mit dem landesüblichen Gruß und fragt ihn, warum er gekommen sei. Der Knabe zittert und zögert etwas, dann sagt er: „Ich habe etwas gestohlen.“ „Was?“ fragt der Mak. Der Knabe zittert noch mehr und zeigt endlich auf die Ziege.

Man wird sich wundern, zu sehen, daß der Dieb von selbst kommt und sich vor dem Richter anklagt; aber so ist es Brauch der Schilluk, da sie andernfalls vom Dorfoberhaupt beim Ret angeklagt würden und viel größere Nachteile zu ertragen hätten. Selbstverständlich ist dies nur dann der Fall, wenn der Diebstahl in irgend einer Weise entdeckt wurde oder entdeckt werden kann.

Alsdann wurde die Miene des Mak ernst, er zankte ihn aus, ermahnte ihn, nicht mehr zu stehlen, ließ die Ziege einem seiner Leute übergeben und entließ den Knaben in Frieden.

Und die Ziege, wird sie dem Besitzer zurückgegeben werden? wird mancher hier fragen. Nein, das ist nicht der Brauch: der Mak muß auch leben . . .

Zweite Szene. Zwei Individuen erscheinen in der beschriebenen Weise und mit demselben Zeremoniell wie das erste. Einer derselben ergreift das Wort: „In unserem Dorfe entstand ein Streit und uns zweien wurde die Lanze und der Stock genommen, obwohl wir keinen Anteil am Streite genommen hatten.“ Der Ret erkundigt sich eingehender um die Umstände und erwidert dann: „Kehrt in euer Dorf zurück, meine Entscheidung folgt euch nach.“ Er läßt einen seiner Booten kommen, beauftragt ihn, sich in jenes Dorf zu begeben und sich zu erkundigen, ob die Anklagen der beiden Kläger auf Wahrheit beruhen und für den Fall, daß alles wahr sei, ihnen zurückgeben zu lassen, was ihnen genommen worden war.

Dritte Szene. Es erscheint eine Frau ganz zer schlagen und übel zugerichtet. „Mein Gatte hat mich geschlagen,“ sagte sie weinend, um dann die erlittenen Mißhandlungen zu beschreiben und auszumalen. Aus dem Verhöre der Klägerin und anderer Personen ergibt sich, daß der Gatte einigen Grund

zur Rüchtigung dieser schwahhaften und müßigen Frau gehabt, daß er aber in Art und Maß der Rüchtigung gefehlt habe, weshalb der Ret sein schreckliches Urteil fällte. Aber gegen wen? Hierin liegt das Tragische der Sache und daraus kann man sehen, daß wir eben in einem wilden Lande sind. Der Urteilspruch trifft nicht den Schuldigen, die einzige Ursache des Übels, sondern das ganze Dorf. So ist es der Brauch bei ähnlichen Vergehen und alle wissen, daß es in solchen Fällen so geschieht und so geschehen muß. Der Ret beauftragt also einen anderen seiner Boten, die Frau zum Dorfe zurückzuführen und sich alles Viehes des Dorfes zu bemächtigen zur Strafe für die Mißhandlungen, welche jene Frau von ihrem Gatten erlitten. „Die Männer sollen lernen, ihre Frauen zu mißhandeln!“ Doch was tun die Dorfbewohner, die bei solchen Gelegenheiten es so erwarten? Zeitig genug benachrichtigt, fliehen sie auf die Berge, um ihr Vieh zu verbergen, und der Bote des Mak kann sich bei seiner Ankunft höchstens einiger zehn Schafe bemächtigen. Auf dem Rückwege vermindert sich auch diese Zahl noch, da der Bote, der vom Herrscher keinen fixen Gehalt bekommt, die Gelegenheit benützt und da und dort

ein Schaf, im ganzen die Hälfte wenigstens, für seine Rechnung versteckt.

Auf diese Weise wird das schreckliche Urteil von der Schlaueit der Verurteilten gemildert. Der Mak weiß übrigens ähnliche Listen, aber er begreift wohl, daß man ein Auge zudrücken muß, da die Gerechtigkeit ohnedies zu laut schreit.

Weitere Szenen folgten den erzählten, aber mir scheint, daß die obigen bereits hinreichenden Einblick in die Gerichtspraxis gewähren. Man bedenke, daß es ein barbarischer König ist, der ein wildes Volk richtet, ohne andere Grundsätze als die Gebräuche seiner Vorfahren und das Bewußtsein der absoluten Herrschaft über ein Volk, das ihn fürchtet und anbetet wie ein höheres Wesen.

Hoffen wir, daß durch die Hilfe der göttlichen Gnade bald andere Grundsätze maßgebend werden, um den Sinn des Herrschers und seiner Untertanen zu erleuchten und dann werden auch in diesem Stamme die wahre Gerechtigkeit und der wahre Friede Jesu Christi sich begegnen.

Lul bei Jaschoda, 6. August 1902.

P. Josef M. Bedusch, F. S. C.

Schönheit einer Tropenlandschaft.

Die Tropenländer bleiben doch — trotz all' ihrer großen Schattenseiten — das Herrlichste, was es in der Welt gibt, wenigstens für das Auge; und wer einmal in seinem Leben eines derselben zu sehen das Glück hatte, der begreift Humboldts tiefwahren Ausspruch, daß derjenige, welcher einmal durch die Pforten dieses Paradieses geschaut hat, die Sehnsucht danach nicht wieder los wird.

Ich kam auf meiner Reiseroute eben von Harri-smith her und begann nun die Übersteigung der Cordilleren Süd-Afrikas, der majestätischen Drakensberge, und zwar an einer Stelle, die eine tiefe Einsattlung bildet und der Vere-Paß heißt. Dieselbe liegt 5400 Fuß über dem Meere. Von Moment zu Moment stieg meine Überraschung vor der immer großartiger werdenden Szenerie. Ich stieg aus und ging zu Fuß, um das prachtvolle Naturschauspiel besser genießen zu können.

Dichte Wolken umgaben mich auf allen Seiten und gaben mir ein Gefühl, als wandelte ich in himmlischen Gefilden. Dieselben zerrissen von Zeit

zu Zeit hier und da in ihrer langsamen Wanderung und öffneten dann erhabene Ausichten auf prächtige, hohe Felsenkuppen und grüne Talbuchten. Als die Sonne sich erhob, erstrahlte der ganze wogende Wolkenocean in schönstem, rosenfarbenem Lichte und zeigte in optischer Täuschung die Bilder meines Wagens und meiner Ochsen in riesigen blauen Schatten die Luft durchziehend. Eine feierliche und gehobene Stimmung kam über mich, wie ich sie ähnlich immer beim Übersteigen unserer europäischen Alpenmauer, auf den Gotthard-, Simphon- und Splügenpässen empfunden hatte. Ein kalter Wind gab mir ein ähnlich erfrischendes Gefühl, als sei ich hier wirklich in die Alpen versetzt; Geier und Adler schwebten über mir in den Lüften und die liebliche Musik von murmelnden Wasserbächen umtönte mich auf allen Seiten. Bei jeder Anhöhe, die ich hinaufsteigen mußte, dachte ich: jetzt kommt der höchste Grad, jetzt werde ich die Aussicht nach der andern Seite haben; aber fortwährend wurde meine Erwartung getäuscht.



Kaffern beim Bau einer Hütte.

Endlich aber, gegen Mittag, kam ich auf den höchsten Gipfel. Ich hätte einen Freudenschrei ausstoßen mögen über das wunderbar schöne Panorama, das sich jetzt hier vor meinen Augen öffnete.

Da lag es wie eine Landkarte vor mir ausgebreitet, das gelobte Land, das herrliche Natal, im glänzenden Sonnenlichte und von einem transparenten,

azurblauen Dufte überflossen — mit feinen unzähligen, violette Schatten werfenden Bergkuppen, feinen schattigen, mit Bäumen angefüllten Tälern, feinen grünen Prairien und zahllosen, flückernden Wasserläufen — ein zauberisch schönes, entzückendes Bild südlicher Landschaft, das in mir genau dieselben Empfindungen von Glück und Seligkeit wieder er-

weckte, die mich früher immer auf dem Gipfel der Alpen beim ersten Erblicken der italienischen Tiefebene ergriffen hatten.

Weißliche Rauchsäulen drehten sich hier und da empor gen Himmel, von den Grasbränden herrührend, welche die Kaffern anzünden, um dadurch die Weide zu erneuern und gesünder zu machen. Ein süßer, stiller Friede lag über das weite, imposante Landschaftsbild ausgebreitet. Es fehlte nur noch das liebliche Glockengeläute der Schweizer Viehherden, um mich vollständig auf die Höhe des südlichen Abhanges der Schweizer-Alpen versetzt zu denken.

Und wie die Vegetation auf einmal wechselte und ein ganz neues Klima anzeigte! In den nächsten, sich gegen Osten hinunterenkenden Talschluchten, wodurch sich die Straße hindurchkrümmte und wand, war dieselbe zu beiden Seiten von dem dunklen Laube immergrüner, blumenbedeckter Gebüsche eingefaßt. Schöne Nadelhölzer nach Art der italienischen Schirmpinien bedeckten auf dieser Seite die Bergabhänge, und die grünen Flächen der Bergwiesen waren mit Myriaden von großen, scharlachroten, lilienartigen Blumen bedeckt.

Lange stand ich in das Anschauen des köstlichen Bildes verloren. Nachdem nun mein Wagen langsam auf den Zickzackkrümmungen der Straße heraufgekommen und den Ochsen oben ein wenig Ruhe gegönnt worden war, ging es wieder weiter, nunmehr bergabwärts, hinein in das schöne Natal!

Wie warm hier die Sonne auf die Bergseiten brannte. Es war nun vorbei mit den frostigen Schauern, die ich auf dem Hochplateau in letzter Zeit so häufig empfunden hatte; ich durfte wieder meine Sommerkleider und meinen indischen Korzhut anlegen und auch der weiße Sonnenschirm zeigte sich von neuem notwendig.

Eine kleine, grasgrüne Schlange, welche quer über der Straße im Sonnenschein lag und sich wärmte, zeigte mir an, daß ich nunmehr in das Lieblingsland der Schlangen meinen Einzug gehalten hatte, als welches ja Natal weit und breit bekannt ist.

Ein hübsches Hotel an der Straße versprach mir ein gutes Abendessen. Von der Veranda desselben, die schon ganz aus einer Pflanze mit blutroten Blättern gebildet war, die in Natal so häufig ist, genoß ich einen herrlichen Rückblick auf die überstiegenen hohen Gebirge, die jetzt in orange-farbener Abendbeleuchtung, überwölbt von einem, vom reinsten durchsichtigen Äther grün durchleuchteten Himmel, hinter mir lagen. Dieses wundervolle Grün, von der Farbe einer gewissen Sorte Türkisen, ist ja in allen Ländern einer der Hauptreize des Himmels beim Sonnenuntergang und ist namentlich in der

Sahara und in Ägypten schon so oft von europäischen Malern bewundert worden.

Am folgenden Tage ging es weiter bergab. Die Seiten der Berge waren überall dünn mit schattigen Bäumen besetzt, menschliche Wohnungen aber nur selten zu sehen und wo eine solche vorkam, da war sie immer von einem Bosket von Gummibäumen (*Eucalyptus globulus*) umgeben, das dieselbe schon aus weiter Ferne sichtbar machte.

Der Blue-Gum-Tree ist einer der wertvollsten aus Australien nach Südafrika verpflanzten Bäume. Außer seinen bekannten Eigenschaften, die Sümpfe auszutrocknen und die Fiebermiasmen zu paralysieren, die ihn für die Malariegegenden der Küste unschätzbar machen, gibt er auch wertvolles Nutzholz ab, das namentlich seiner Härte wegen zum Wagenbau, sowie für Eisenbahnschwellen sehr geeignet ist. Dabei wächst der Baum ganz unglaublich schnell, erreicht eine Höhe von 2—300 Fuß und dient daher einer Landschaft ganz außerordentlich zum Schmuck. Aus der Ferne gesehen, macht eine Gruppe von Gumbäumen mit ihren rötlichen, abgeblätterten Stämmen und ihren dunkeln, schmalen, gekrümmten Blättern ganz den Eindruck unserer Kiefern.

Als Brennholz kommt das Holz dem der Eiche gleich. Die Wurzel des Gummibaumes hat die Eigentümlichkeit, wenn der Baum gefällt ist, neue Schößlinge aufsteigen zu lassen, die in ca. 14 Jahren schon eine außerordentliche Höhe erreichen und wie Pilze die Wurzel des alten Stammes umstehen, eine sehr wertvolle Eigenschaft in einem Lande, wo durch unvorsichtige Gras- und Buschfeuer so oft die Vegetation zerstört wird. In der Jugend hat der Baum Blätter von ganz anderer Form als später; zerreißt man diese jungen Blätter zwischen den Fingern, so geben sie ein köstliches Aroma. Deshalb atmet man auch in den Gummigebüschen eine so wohlriechende, balsamische Luft ein. Manche Leute sind der Meinung, daß die faktisch fiebertödtende Kraft des Baumes von dieser Exhalation seiner jungen Blätter herrühre; andere glauben, es liege die Ursache in der austrocknenden Kraft seiner so rasch wachsenden und weit um sich greifenden Wurzeln, die gewissermaßen den feuchtigkeitsstockenden Boden ausschürfen und austrinken und dadurch seinen Fieberaushauchungen in Zukunft vorbeugen.

Meine Nachtruhe im Hotel wurde leider sehr durch einige Transportreiter, wie es auf englisch heißt, die Treiber von Ochsenwagen, gestört. Um Mitternacht fing ein Türschlagen, ein dröhnendes Stiefeltrapsen, ein betrunkenes Singen, Schreien und Gröhlen an, als wenn ein wildes Heer seinen Ein-

zug gehalten hätte. Das sind die Schattenseiten südafrikanischer Landstraßenhotels.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise fort. Land und Straße fand ich ziemlich menschenleer; weder Wagen noch Reiter begegneten mir und Farmhäuschen waren nur selten zu sehen. Die Vegetation dagegen wurde von Stunde zu Stunde interessanter, je tiefer wir in die Meereshöhe kamen. Natal ist ein von der Natur sehr glücklich begabtes Land. In seinem tiefliegenden, 4—7 Stunden breiten Küstengürtel ist ein reines Tropenland, wo Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, indische Gewürze prächtig gedeihen. Auf seiner 2—3000 Fuß über dem Meere gelegenen Hochfläche, die den bei weitem größten Teil des 840 deutsche Quadratmeilen umfassenden Landes einnimmt, finden sich hingegen alle Produkte der gemäßigten und subtropischen Zone vereinigt: die Eiche und die Aloe, Bäume von Madagaskar und von Norwegen, die Ananas und die Erdbeere, der türkische Weizen und das Korn von Deutschland. Und auf den Abhängen der Drakensberge sind die vorzüglichsten Schafweiden, die den australischen an Gesundheit und Nahrhaftigkeit gleichkommen. Über dem ganzen mittleren Plateau des Landes wogen die grünen Wellen eines endlosen Grasozeans, die den Prairien am Missouri an

Üppigkeit kaum nachstehen. — Am Abend hatte ich die große Freude, zwei Zulu in ihrem althergebrachten Kriegerkostüm und mit ihren Lanzen, Wurfspeisen und Schilden auf der Landstraße dahervandern zu sehen. Es waren zwei prachtvoll gewachsene, wie schlanke Fichten in die Höhe geschossene, junge Männer mit höchst intelligentem Gesichtsausdruck, die dünne Taille mit Streifen von Leopardenfellen umgürtet, mit herkulischer Schulterentwicklung und das reiche, üppige Wollhaar (wodurch sich die Zulus so auszeichnen) mit einer Menge von Adler- und Geierfedern durchsteckt, was ihnen ein höchst imposantes Aussehen verlieh. Fürwahr, königliche Wilbe! Und dieser Stolz, diese Vornehmheit in ihren Bewegungen. Es ist bekannt, daß man einen Hottentotten soviel schlagen kann, als man will, er wird sich höchstens hinterm Rücken durch Gift rächen; ebenso wird im allgemeinen der größte Teil der Kaffern dem Schläge eines Europäers nicht antworten. Man wage es aber, einen Zulu zu schlagen! Schon in ihrem Gruße liegt ein entschieden stolzer, ich möchte sagen, königlicher Charakter. Der Zulu grüßt nämlich mit den Worten: «Sakubona!» (d. h. Wir sahen dich) während der weicher organisierte Betschuane ausruft; «Tumella!» (Seien wir Freunde!)



Unbekannte Apostel.

Unter dieser Überschrift veröffentlicht das in Stuttgart erscheinende „Katholische Sonntagsblatt“ einige sehr wahre Gedanken, die ihm aus der Klosterzelle geschrieben wurden, über den Wert der Laienbrüder für das Ordenshaus und besonders für die Missionen.

Ein alterprobter Missionär hat die Laienbrüder unbekannte Apostel genannt. Unbekannt sind sie allerdings vor der Welt, die nur Eitelkeiten zu schätzen weiß, bekannt aber sind ihre Werke beim lieben Gott und mit goldenen Lettern im Buche des Lebens eingetragen.

Aber wie können diese bescheidenen Ordensbrüder denn Apostel sein? Zunächst durch ihre Gebete, ihr erbauendes Beispiel. Einem berühmten Prediger, der nach seiner Meinung zahlreiche Sünder zur Buße geführt, wurde von Gott geoffenbart, daß keine dieser

Bekehrungen durch seine feurigen Predigten bewirkt worden sei, sondern durch das Gebet des ihn begleitenden Laienbruders, der während der Predigt unten an der Kanzeltreppe kniete und andächtig den Rosenkranz für die Bekehrung der Sünder betete.

Aber auch in ihrer äußeren Wirksamkeit sind die Laienbrüder oft Apostel, wirkliche Missionäre. Da zieht der Bruder mit dem Priester hinaus über Länder und Meere; dort in der Wildnis unter den Rothäuten Amerikas oder bei den Fettschambetern des dunklen Erdtheiles richtet er das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, auf. Gemeinsam mit dem Missionär baut er dort dem göttlichen Heilande die erste Stätte der Anbetung, das Missionskirchlein, in dem Gott selber wohnen will. Gemeinsam mit dem Priester arbeitet er auch an dem geistigen Aufbau der christlichen Gemeinde, indem er als Katechet und

Schullehrer die armen Heiden auf die heilige Taufe vorbereitet und sie auf den Weg der Bildung und Gesittung führt.

Großer Gelehrsamkeit bedarf es hierzu nicht, wohl aber erprobter Tugend, freudigen Gehorsams und großer Liebe zu den Seelen.

Aussicht auf Ruhm und irdische Ehre gibt es bei diesem stillen und opferungsreichen Wirken nicht. Wohl aber sind sie geliebt und geachtet von den Neubefehrten, die ihrem Eifer die Gnade des Himmels mit verdanken und von den Missionären, die ihre Hingebung und Treue wohl zu schätzen wissen. Die herrlichste Krone aber erwartet sie dort oben, wo der himmlische Hausvater nach vollbrachtem irdischem Tagewerk zu einem jeden von ihnen die trostvollen Worte spricht: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über wenigens getreu gewesen bist, will ich dich über vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn!“

Der Ruf nach Laienbrüdern ist in vielen Missionen noch dringender als der nach Priestern. Sie sind die unzertrennlichen Begleiter und Helfer der Missionäre und können in ihrem opferreichen, aber großen und heiligen Berufe unendlich viel zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden beitragen. Manch braver Handwerker, Diensthote oder Arbeiter fühlt sich gedrungen, sich ganz dem lieben Gott im Dienste der Missionen zu widmen; er wird sich als Laienbruder glücklich fühlen. Eine ernste, standhafte Neigung zu diesem Stande, rechte Aufmerksamkeit, eine aufrichtige Frömmigkeit und eine feste Gesundheit sind die notwendigen Erfordernisse zu diesem Berufe.

Was sind und wozu bedarf es so vieler Laienbrüder? Schön beantwortet diese Frage Vater Sebastian v. Der in den „Benediktusstimmen“: „Sie sind für das Kloster, was ein grundbesitzender und arbeitender, festgewurzelter, tüchtiger Bauernstand für den Staat — was in besseren Zeiten ein zünftiger, geordneter und solider Handwerkerstand für eine Stadt — ein notwendiges Lebenselement für das Gedeihen.“ Ferner soll das Gesetz der Handarbeit auch im Kloster seine Erfüllung finden. Aber noch ein heiliger Grund hat den Brüdern einen Ehrenplatz in der Gottesfamilie gesichert. Unser göttlicher Heiland hat seine evangelischen Räte nicht bloß für die Studierten und die Priester gegeben, sondern auch für das arbeitende Volk. In der Tat waren jene „Armen im Geiste,“ welche Gott als die ersten in den Klöstern dienten, so der hl. Vater Benediktus, St. Maurus, Plazidus, Franziskus u. a. zunächst nicht Priester, sondern betende Handarbeiter. Um als die Ausbreitung der Kirche immer mehr priesterliche Arbeiter erforderte, traten die Priester

in den Klöstern zahlreicher auf, ohne daß deswegen der Laienbruder verdrängt worden wäre. Das zeigt ein Blick auf die Ahnentafel der Laienbrüder. Die zahllose Schar weist Namen von gutem Klang auf: Graf Adalbert von Calm verließ sein Schloß, um in Hirschau als Laienbruder zu arbeiten; Markgraf Hermann von Jähringen seine Güter, um in Cluny Schweine zu hüten; Wilhelm von Aquitanien, fürstlichen Blutes, erbat sich als besondere Gunst, das Gelseluhwerk täglich zur Mühle treiben zu dürfen; Roderich von Medina arbeitete als Schuster; Friedrich Graf von Verdun und Vetter des Kaisers grub als Laienbruder die Fundamente des Klosters und trug auf seinen Schultern die Baumaterialien herbei; Karlmann, Bruder Pipins von Franken und Sieger in manchen Schlachten, trat in Montecassino als Laienbruder ein und schätzte sich glücklich, jahrelang den Klosterkoch machen zu dürfen.

Eine weitere, ebenso wichtige als verdienstliche Aufgabe fällt dem Laienbruder in der Mission zu. Wenn unsere Patres nach Afrika kommen, so finden sie im buchstäblichen Sinne des Wortes alles „wüst und leer“. Dies gilt zunächst in Bezug auf ihre eigenen Bedürfnisse. Es fehlt ihnen rein alles. Für die Erhaltung des Lebens im fieberreichen Afrika ist die Wohnung und Nahrung von größter Bedeutung. Wer wird ihnen eine Hütte für den ersten Anfang, ein bescheidenes Klosterlein für die spätere Zukunft bauen helfen, wenn nicht der praktische Laienbruder? Wer wird für ihren Tisch sorgen, wer ihre Pflege in kranken Tagen übernehmen, wenn nicht der stets besorgte, für solche Arbeiten ausgebildete Laienbruder? Wer wird das erste Kapellchen, wer den ersten Notaltar errichten helfen? Der Laienbruder!

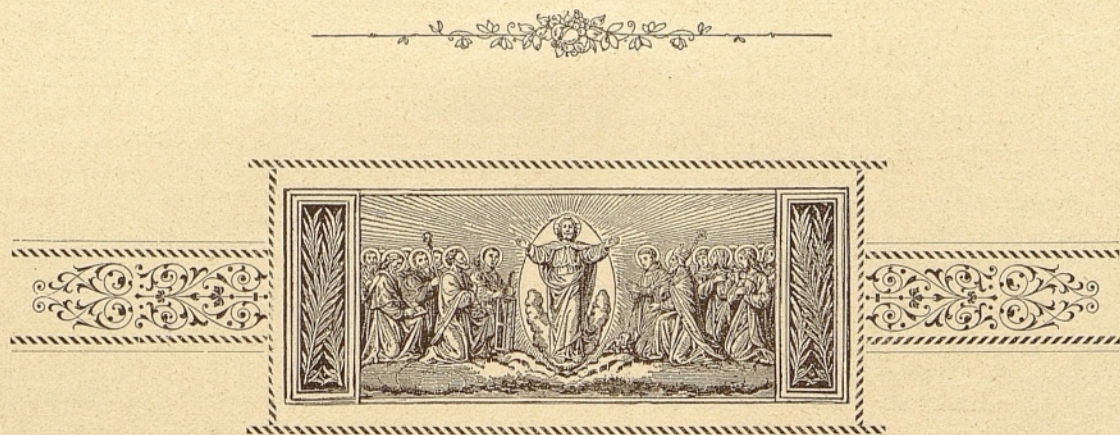
Von gleicher Wichtigkeit ist die Tätigkeit des Bruders für die neuen Missionsgemeinden. Was einst die Apostel sprachen: „Es geht nicht an, daß wir vom Worte Gottes ablassen und die Tische bedienen; darum, Brüder, sehet euch nach sieben Männern um, die ein gutes Zeugnis haben und voll des heiligen Geistes und weise sind, diese wollen wir für dieses Geschäft aufstellen“ (Ap.-Gesch. 2, 3), so ist auch der priesterliche Missionär nicht imstande, die tausend mehr weltlichen Sorgen einer Mission selbst auf sich zu nehmen. Er hat dazu weder Zeit noch die gleiche Vorbildung wie ein Laie. Oder sollen geschickte, in verschiedenen Gewerben erfahrene Laien die Anlage und Bewirtschaftung von Gärten und Feldern, die Aufführung von Waisenhäusern und Krankenhäusern, den Bau von Wegen und Brücken, die Pflege der Waisenknaben in den mannigfachen Arbeiten, die Armen- und Krankenpflege nicht ebenso

gut, ja besser besorgen können als die Priester, denen Hammer und Meißel, Spaten und Rechen, Kelle und Axt doch mehr fremd sind? Woher auch die Priester nehmen, die einer zwölf- bis vierzehnjährigen Vorbildung bedürfen, wenn solche Arbeiten nicht von den Laienbrüdern übernommen werden? Endlich darf das erhebende Beispiel auf den Neuchristen und Heiden nicht unterschätzt werden, das der Laienbruder durch seinen Gehorsam und seine Unterwürfigkeit unter die von Gott gesetzten, priesterlichen Obern und durch sein uneigennütziges, fleißiges Arbeiten gibt. Wer möchte zweifeln, daß der Anblick einer im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Brüderschar für den Heiden und neubekehrten Christen nicht eine eindringlichere und verständlichere Mahnung

wäre, als die schönste Predigt über Gottes Gebot: „Bete und arbeite!“

So also ist der Laienbruder durch seine fleißige, aus Liebe zu Gott und zum Besten der Menschen verrichtete Arbeit in der That ein Apostel, ein wahrer Missionär und wirksamer Gehilfe der durch Predigt des Wortes Gottes und Spendung der heiligen Sakramente wirkenden priesterlichen Missionäre.

„Die duftende Rose, die ein frommer Laienbruder einst vor dem Throne des himmlischen Richters niederlegen soll, heißt also „Arbeit“,“ sagt wiederum treffend Pater Sebastian v. Der in den oben erwähnten „Benediktusstimmen“. „Aber diese Rose müssen fünf leuchtende Blätter schmücken, wenn sie nicht welk sein soll: „Demut, Gehorsam, Fleiß, Liebe, Gebet.““



Der hl. Hartmann, Bischof von Brixen.

(† 1065.)

In der katholischen Kirche war zu Mitte des 12. Jahrhunderts Zucht und gute Sitte bei Klerus und Volk immermehr in Verfall geraten; die Zeit hatte die schönen Züge der goldenen Inschrift in den Stein des Glaubens abgewaschen, der Geist der Eintracht, wie er ehemals bei den ersten eifrigen Christen geherrscht hatte, war verschwunden; das Gerüst des Gehorsams dem Stellvertreter Gottes auf Erden gegenüber war morsch und mürbe geworden und hatte an so manchen Stellen Schaden genommen. Auch die Liebe, das Kennzeichen der wahren Jünger Jesu war unkenntlich geworden, war aus dem Herzen gewichen.

Da sah vom Himmel aus der gütige Gott das Leid und Elend, er sah seine eigene Herde sich selbst zersprengen. Er sandte Knechte in den Weinberg. Aber nicht bloß einen Lenker und Retter hatte der barmherzige Vater im Himmel der vom Sturme bedrohten Kirche geschickt; an jedem wichtigen Posten, dort wo die Linie am schwächsten war, wo die Reihen zu weichen begannen, dort setzte Gott je nach Bedürfnis besondere Säulen ein, die selbst jedem Ungemach die Stirne bieten, die wankende Linie mit neuem Mute beleben, ermuntern und auch selbst die Offensive ergreifen konnten. Eine jener Säulen in diesem Wirbelsturm, der viel Unkraut über die Saat hin zerstreute und

manch fruchtbringendes Samen Korn mit sich forttrif, war Bischof Hartmann.

Dieses erhabene Zeitalter, das solche Söhne der katholischen Kirche gebär, die Genossen, die mit ihm nach einem heiligen, idealen Ziele strebten, die Ara, aus der Hartmanns Leben, Tätigkeit und Nahrung nahm, haben wir bereits bei den Alters- und Gesinnungsgegnossen des Heiligen kennen gelernt. — Über die Tugend des heiligen Hartmann wissen wir wenig zu berichten. Es liegt über seiner, sowie auch über der seines göttlichen Vorbildes Tugend, meist ein Schleier geheimnisvoller Verborgenheit. Der Tugend Eigentümlichkeit ist es, so recht im Verborgenen zu blühen, in der Stille zu wirken und zu duften. Der kleine Hartmann vollführte nicht weltbewegende Taten, er machte keine Furchen und Rinnen in die Strömung geschichtlicher Ereignisse; er wirkte nur für sich selbst, zugunsten seiner und vieler anderer Personen, er bildete sich nur ruhig und bereitete sich vor auf die Stelle, die er einst ausfüllen sollte und auch mit Ehren ausfüllen konnte; „es bildet ein Talent sich in der Stille.“

In seiner ersten Jugend schon finden wir Hartmann in der stillen Klosterzelle, vor der türkischen Welt geborgen, wir finden ihn abgestorben den äußeren Eindrücken seiner verführerischen Umgebung, dafür aber umsomehr dem Himmel nahe. — Von Gott mit der Gnade des Ordensberufes beschenkt, ging Hartmann sogleich ans Werk, den heiligen Willen Gottes ganz und ohne Nichts zu erfüllen. Er wurde Mönch, ein Sohn des heiligen Benedikt, ein Ordensmann in seinem ganzen Leben und Handeln. Heiliger Bußeifer glühte in der Seele des heiligen Mönches und trieb ihn immerfort wie ein Sporn zu neuen Abtötungen und Bußwerken an. Bald war er seinen Mitbrüdern an Heiligkeit weit voraus. Gebet und Fasten waren ihm bald sein Lebensorgan, seine Richtschnur für das künftige Leben, von der er nimmer abließ.

Nachdem Hartmann zum Priester geweiht war, sollte seine Tugend durch Gottes Zulassung belohnt und mit der Leitung eines von dem Erzbischof von Salzburg neu gegründeten Klosters betraut werden. — Hartmann stand einige Zeit diesem schwierigen Posten vor und wurde dann wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften und Gaben zum Propste von Herrnschiemsee ernannt. Dem Drängen des hl. Markgrafen Leopold folgend, begab er sich auch oft zu der jungen Klostergemeinde in Neuburg, redete durch Wort und Beispiel zu den Bewohnern und ermahnte sie zu getreuer Pflichterfüllung.

Nach dem Tode des heiligen Markgrafen empfahl ihn Papst Innocenz II. in einem eigenhändigen Schreiben an die Gräfin, sie sollte ihn ehren und

ihm allerwärts an die Hand gehen. — Als der Bischof von Brixen aus diesem Leben geschieden war, wählte man Hartmann einstimmig bei Klerus und Volk zum Nachfolger des Bischofs von Brixen. Zwar sträubte sich die ganze Natur des heiligen, demütigen Ordensmannes vor einer so schwierigen und dornenvollen Aufgabe; aber als er die Fügung Gottes erkannte, hörte er auf die Stimme des hl. Gehorsams und übernahm die schwere Bürde. Unter großem Andrang des Volkes fand die Konsekration und die Besitznahme von seiner Diözese statt.

Die Hoffnungen, die man mit Recht auf ihn gesetzt hatte, waren weit übertroffen worden. Seine ersten Maßregeln und Befehle, die er erließ, zeigten von seinem durchdringenden Verstand, seiner Klugheit und seiner Liebe zu seinen Untertanen. Für die ganze Diözese öffnete sich jetzt ein Born der Barmherzigkeit und Mildtätigkeit. — Unter Beihilfe eines Edelmannes, namens Reinbert errichtete er ein Chorherrenstift bei Brixen. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1156 half er dem Kaiser den langwierigen Streit zwischen dem Herzog Heinrich Jasomirgott und Heinrich dem Löwen schlichten. Als Kaiser Barbarossa, auf den Papst erzürt, an dem Jelsen der katholischen Kirchen zu rütteln begann, schloß sich Hartmann mit dem Erzbischof von Salzburg um so enger an den heiligen Vater an, betete für ihn und unterstützte ihn, wann und wie er nur konnte. Er scheute nichts, kannte keine Menschenfurcht in Sachen der Religion, auch nicht vor dem Zorne der Landesherren.

Was ihm die Pflicht auf dieser Seite Bitteres brachte, lohnte ihm Gott wieder auf andere Weise, durch Zufriedenheit und Freude des guten Gewissens, und selbst noch bei Lebzeiten mit der Gabe der Wunder. Ein Weib das mit Geschwüren bedeckt war, nahm von dem Wasser, womit sich Hartmann nach der heiligen Messe gewaschen hatte, und wurde auf der Stelle rein. Einst sprang bei der geistlichen Lesung der Bischof von seinem Stuhle auf und rief schnell seine Umgebung aus dem Gebäude. Raun hatten sie daselbe verlassen, als das ganze Haus zusammenstürzte und alle wären unfehlbar begraben worden, hätte nicht der Bischof, noch rechtzeitig von Gott gewarnt, seine Leute in Sicherheit gebracht. Ein andermal wieder rettete er die Matrosen eines Schiffes auf der Donau, welche alle dem sicheren Untergange nahe waren.

So wie Hartmanns Heiligkeit und Wunder im ganzen Lande bekannt wurden, wuchs auch der heilige Bischof selbst wieder an Demut und Heiligkeit. Seine kärgliche Nahrung, seine Abtötung, seine Geißelungen

bis aufs Blut, sein strenges Stillschweigen und seine lange Nachtwachen und Gebete riefen allenthalben Erstaunen und Bewunderung hervor.

Bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses sagte er seinen Tod voraus: „in acht Tagen ist die Reihe an mir.“ Und wirklich bereitete er sich darauf vor, legte noch einmal eine demütige Beicht ab, brachte das

heilige Messopfer dar und verschied darauf. Auf seinem Haupte glänzte himmlische Verklärung. — Mitten im Dome zu Brigen ruhen seine sterblichen Überreste. Durch Wunder hatte Gott die Verehrung seines Dieners bestätigt und ringsum in Österreich, Tirol und Bayern wird sein Andenken hoch in Ehren gehalten.



Aus dem Missionsleben.

Ein Bekehrter der letzten Stunde.

Vor vierzehn Tagen, schreibt P. Laane aus Mitala Maria in Uganda, erschien gegen Sonnenuntergang ein alter Mann in der Mission. Derselbe mußte einen langen Weg zurückgelegt haben, denn er war ganz erschöpft, der Schweiß troff in dicken Tropfen von Stirn, Gesicht, Schulter und Brust herab. Dieser Mann war geboren unter der Regierung des Königs Semakofiro, des Vaters Sunas. Dieser war wieder der Vater des Königs Mtesa, somit der Großvater Muangas, dessen Sohn Chwa wir heutzutage hier in Uganda als König haben. Nach dieser Berechnung zählte unser Greis also wenigstens 90 Jahre.

Anfangs konnte der Alte vor Müdigkeit kein Wort hervorbringen. Ich ließ ihm ein Glas Bananenbier, ein Stückchen Fleisch und einige Bataten vorsehen. So erholte sich der Mann nach und nach und ich fragte ihn: „Väterchen, was wünschst du?“ „Ich möchte gern getauft werden. Den ganzen Tag habe ich gereist, bergan, bergab, und durch die Flüsse. Ich will auch in den Himmel kommen, aber mir muß schnell geholfen werden, denn ich bin alt.“ Nun stellte sich heraus, daß dieser Mann zwar etwas von unserer Religion wußte, denn er hatte hin und wieder davon gehört, aber ich wollte ihn erst noch besser damit bekannt machen, bevor ich ihm die heilige Taufe spendete. So bat ich ihn, er solle einige Tage in der Mission bei uns bleiben und ordnete an, daß ihm eine Schlafstelle in der Küche zurecht gemacht würde.

Es war inzwischen spät geworden und so begab sich ein jeder zur Ruhe. Ungefähr um zehn Uhr — ich hatte mich noch nicht gelegt — kam der Küchenmeister zu mir herein und bat, ich möchte doch einmal mitgehen, der alte Mann in der Küchensube geberdete sich so sonderbar, er sei gewiß krank. Sofort ging ich hin und fand den Greis keuchend und schluchzend.

Ich fragte ihn denn: „Was fehlt dir, guter Mann?“ „Vater, Leibschmerz, Kopfschmerz und in der Brust sticht es mich gar so sehr!“ Ich schloß daraus, der Mann sei gefährlich erkrankt und erklärte ihm nochmals die Hauptwahrheiten unserer Religion. Ohne Anstand glaubte er alles, was ich ihm als Glaubensartikel vorlegte und wiederholte seinen ersten Wunsch, dies mal jedoch mit noch größerem Nachdruck und wahrer Begeisterung: „Ich will ein Kind Gottes werden! Wenn du mir helfen kannst, so habe doch Mitleid mit mir. Ich entsage dem Heidentum und dem Teufel auf immer! Ich will sterben als Kind Gottes!“ Dann stockte seine Stimme und entkräftet sank er auf sein Lager zurück. Ich durfte nicht länger zögern, denn sonst kam ich vielleicht noch zu spät. Somit ließ ich Wasser herbeiholen und taufte den armen Kranken. Er sah mich überaus beglückt an, als ich ihm den Namen Petrus beilegte, denn er hatte gehört, daß dies der Pförtner des Himmels sei und nun war er seiner Sache ja gewiß, daß ihm jetzt der Zugang des Himmels nicht verweigert werden könnte. Nach der heiligen Handlung legte ich mich schlafen und überließ den erfreuten Greis der Sorge des treuen Roches, mußte ich mir doch Kräfte sammeln für die Arbeiten des nächsten Tages.

Sobald ich wieder erwachte, galt mein erster Gang meinem Neugetauften. Sein Zustand hatte sich körperlich noch verschlimmert. Sobald er mich wahrte, fing er wieder an zu schluchzen. Er konnte nicht mehr reden, aber sein Blick bekundete deutlich seine innere Zufriedenheit und Ergebung in den Willen Gottes. Noch öfter besuchte ich den stets schlimmer werdenden Patienten und flüsterte ihm einige Trostworte ins Ohr, die er recht dankbar annahm. Noch vor Einbruch der Nacht starb er. Ein paar Schläge auf die große Trommel — die wir statt einer Glocke gebrauchen müssen, so lange eine solche uns fehlt —

waren das Grabgeläute, das den noch gerade im rechten Augenblick getauften Greis zu seiner Ruhestätte begleitete. Niemand von uns kennt seine Eltern oder Geschwister."

* * *

Ein anderer Bekehrter der letzten Stunde.

"Bei der letzten feierlichen Taufe," schreibt ein Missionär in Uchitombo in Unyanyembe "wurden 65 Erwachsene in den Schoß der Kirche aufgenommen. Unter letzteren befand sich auch Schimbulu, Häuptling des kleinen Distrikts Bukwaya, welcher 1½ Stunde von der Mission entfernt liegt. Er tat sich schon als Heide durch seine Rechtschaffenheit hervor und hatte uns immer erbaut und erfreut durch den Eifer, den er bewies dadurch, daß er immer pünktlich im Katechismusunterricht erschien. Obwohl bereits 60 Jahre alt, kam er dennoch jeden Tag mit seinen Leuten unter Trommelflag zur Station, um dem Unterricht beizuwohnen. Welche Freude gab sich auf dem Gesichte und in dem ganzen Wesen des guten Alten zu erkennen, als ihm das Resultat seiner Prüfung mitgeteilt wurde. „Ziemlich gut“ lautete es zwar nur, aber er ward nun doch zur Taufe zugelassen, und das war ja das Ziel seiner langgehegten Wünsche. Die der Taufe vorhergehende Woche verbrachte er ganz in unserer Nähe. Aber da bemächtigt sich seiner ganz plötzlich ein starker Fieberanfall, der den Kräftezustand seines ohnehin schon altersschwachen Körpers dermaßen herabdrückt, daß wir ihn am Tage, wo in der Kirche die feierliche Taufe stattfindet, an welcher er hätte teilnehmen sollen, in seiner ärmlichen Hütte privatim taufen zu müssen glauben. Davon aber will der gute Alte nichts wissen. Schimbulu will inmitten seiner Leute im Wasser wiedergeboren werden und deshalb läßt er sich trotz allen Einredens zur Kirche tragen. Als beim Taufritus ihm der Vater die Frage vorlegt, ob er dem Satan entsagen wolle u. s. w., da erklärte Schimbulu hoch und feierlich, daß er dem Teufel und seinen Werken schon lange entsagt habe, daß alle diese Fragen überflüssig seien und daß er überhaupt nur gekommen sei, um sich taufen zu lassen. Endlich spricht er noch einmal fein: Ich will! und das Taufwasser rinnt über seine runzelige Stirn. Als der Augenblick der hl. Kommunion herannahte, geleiteten seine Verwandten ihn zur Kommunionbank, da er zu schwach war, ohne Stütze zu gehen. Das war seine erste und letzte Kommunion, denn ein paar Tage später hauchte er seine reine Seele aus."

* * *

Der Anschauungsunterricht in der Kirche.

Bekanntlich sind die Neger dem in die Sinne fallenden besonders zugänglich. Diesen Umstand machen sich die Missionäre beim Unterrichte zu Nutzen, selbst in der Kirche, wie folgendes zeigt.

Um die großen Wahrheiten unseres Glaubens den Leuten begreiflicher zu machen, haben wir endlich zu Wege gebracht was uns schon lange am Herzen lag. Nämlich: große Wandtafeln mit ergreifenden Abbildungen der wichtigsten Lehren unserer Religion. Solche sind jetzt in unserer Kirche angebracht. Es ist das die Arbeit eines unserer schwarzen Christen. Er selbst hat es unternommen, solche Bilder auszuführen.

Das Malen hat Nemy aus sich selbst gelernt nach dem, was er einst in Sansibar beobachtet hatte; in ihm steckt ein wahrer Künstler.

In bunten Farben erinnern jetzt die bemalten Mauern an die Erschaffung der Welt, und unserer Eltern ersten Fehler — an den Erlöser in der Krippe und am Kreuz — an Auferstehung und Himmelfahrt Christi — und an das letzte Gericht. Inzwischen, in kleineren Räumen, erscheint der hl. Petrus, dem Jesus die Himmelschlüssel überliefert, und das Bild unseres glorreichen hl. Vaters, des Papstes Leo XIII. Auf der andern Mauer sieht man die hl. Taufe, wo Teufelchen mit Amuletten entfliehen. Auch die hier so sehr nützliche Lehre von der Nottaufe ist nicht vergessen; zwei Reisende im Busche, wovon der eine vergifteten Schlangenbissen erliegend, von seinem Kameraden noch getauft wird. Dann folgt: die Firmung, die Beichte, im Beichtstuhle und am Krankenbette, und endlich; das letzte Abendmahl, mit dem hl. Messopfer, die Kommunion und Aussetzung des Allerheiligsten. Auch auf Rosenkranz und Skapulier wird aufmerksam gemacht durch zwei Bilder. Auf dem einen übergibt die Muttergottes dem sel. Simon Stock das segensbringende Skapulier; auf dem andern erhält der hl. Dominikus den ablaßreichen Rosenkranz. — Noch Himmel und Hölle beigelegt, so wird nichts mehr fehlen.

In Predigten sind all' die Bilder erklärt worden, und heute noch wird öfters darauf hingewiesen. So bleibt doch etwas Sichtbares, das an den Unterricht erinnert, und zugleich ist unsere Kirche geziert.

* * *

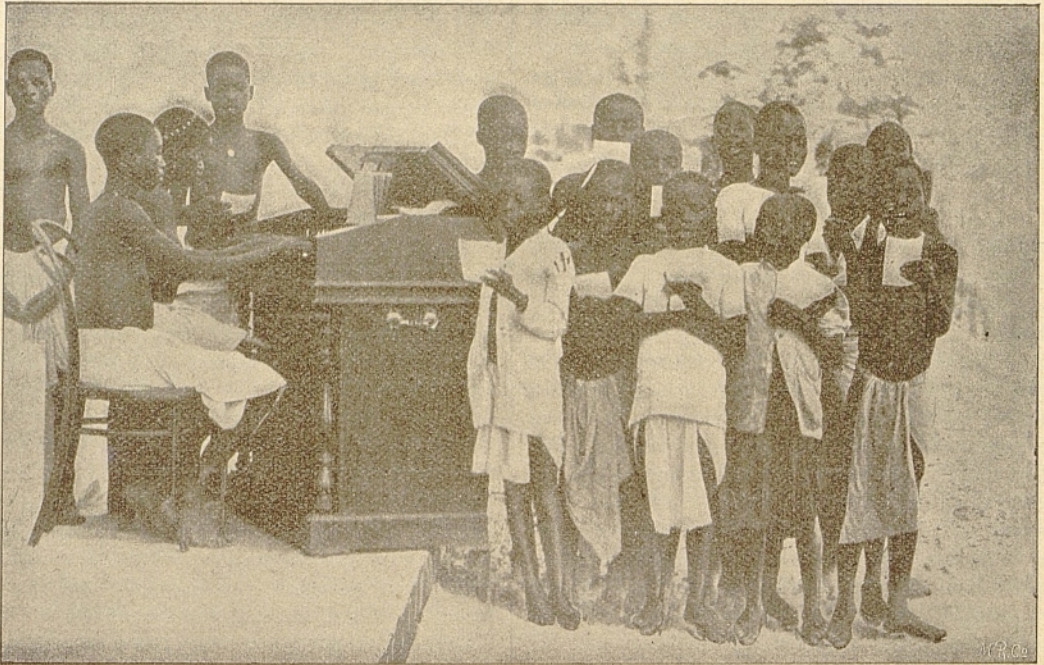
Den Menschenfressern entronnen.

Eine Missionschwester in Unjanjembe berichtete folgendes: Vielleicht interessiert manchen lieben Leser die Geschichte eines unserer Kinder von ungefähr 12 Jahren, Virgie mit Namen, welches der liebe Gott durch viele Gefahren glücklich zu uns geführt

hat und welches in nächster Zeit das Glück haben wird, die hl. Taufe zu erhalten. Ich lasse die Kleine selbst erzählen:

„Mein Vaterland ist Bubembe, sehr weit von hier. Mein Vater und meine Mutter sind gestorben und mich hat man für einige Ziegen an fremde Leute verkauft, die wiederum mich für einige Perlen an die Banyema, die noch Menschenfresser sind, verkauften. Wie mein Herz zitterte, kann ich nicht sagen, in dem Gedanken, daß vielleicht in wenigen Tagen man auch mich töten und verzehren würde. Unter dessen wies man mir eine Hütte an, mit noch zwei

andern Sklaven, die voraussichtlich auch gekauft worden waren, um verspeist zu werden. Gegen Mittag lud man mich zum Essen ein, aber da ich bemerkte, daß man mir Menschenfleisch vorsehen wollte, so gab ich vor, keinen Hunger zu haben, und begnügte mich mit einigen Bananen. In meinem Geiste überlegte ich, wie ich es anfangen könnte, um aus diesem Orte zu entkommen und diesen unheimlichen Menschen zu entgehen: aber was tun? Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, meine beiden Gefährten lagen in tiefem Schläfe, leise erhob ich mich von meinem Lager, behutsam öffnete ich die Tür und wagte mich hinaus



Negerknaben beim Gesange.

in die dunkle Nacht; überall nur Wald und wieder Wald und ich ganz allein, ich lief so schnell, als es meine Kräfte zuließen, immer geradeaus. Nach einer Weile stand ich still; mein Herz atmete erleichtert auf, ich hatte keine Furcht in dem großen Walde, denn die Furcht, welche ich in der Gesellschaft der Menschenfresser ausgestanden hatte, war so groß, daß ich froh war, mich in dem großen Walde allein zu sehen. Da ich aber sehr müde war und mir die Augen fast zusielen, suchte ich mir einen Ort, wo ich mich ein wenig ausruhen könnte. Bei dem schwachen Mondschein erblickte ich eine wenig tiefe Grube, die gerade groß genug für mich war, ich legte

mich hinein, bedeckte mich mit Gräsern, so daß ich ganz versteckt darin war, und schlief bald ein. Von Zeit zu Zeit erweckte mich das Geheul einer Hyäne, die sich meinem Verstecke näherte und ein wenig die Erde umwühlte, mir aber kein Leid antat. Als der Morgen graute, machte ich mich wieder auf den Weg; gegen Mittag lichtete sich der Wald und ich erblickte vor mir einen großen See und viele Menschen am Ufer, die im Begriff standen auf einem Boote die Überfahrt zu versuchen. Ich näherte mich ihnen und bat sie, mich doch mitzunehmen; ich erzählte ihnen, daß ich den Banyema entlaufen sei und jetzt nicht wüßte, wohin gehen.

Glücklicherweise waren diese Leute Soldaten der Badaki (d. h. der Deutschen); sie machten deshalb keine Umstände mich mitzunehmen, und nachdem wir viele Tage auf dem See zugebracht hatten, langten wir endlich am andern Ufer an. Die Soldaten brachten mich zu ihrem Obern, einem Musungu (d. h. einem Weißen), der Mitleid mit mir hatte und mir 3 Stücke Zeug schenkte. Nach zehn Tagen sandte er mich mit einigen andern Kindern zu den Missionären in Bulundi, die ihrerseits mich wieder nach Ushirombo schickten.“

So endete die Geschichte der armen Kleinen und wie sie, hatten noch viele andere Kinder ein ähnliches Los. Fast alle unsere Kinder sind entweder gestohlen oder geraubt, 2 bis 3mal verkauft und wieder verkauft worden, bis sie endlich Gottes Vorsehung zu uns geführt hat. Wie viele aber gehen elend zugrunde, weil die Hilfsquellen, sie loszukaufen, fehlen oder aus andern Gründen.

Umwandlung der Neger durch das Christentum.

Den wahrhaft staunenswerten Wandel, welchen die schöpferische Kraft des Christentums bei den Eingeborenen Afrikas hervorbrachte, faßt ein Missionär am Tanganikasee in den Worten zusammen: „Der krasse Unglaube mußte dem allein wahren Glauben weichen; an die Stelle der Vielweiberei trat das Sakrament der christlichen Ehe; das müßige und lasterhafte Leben machte einem geordneten, tätigen Leben Platz; die mörderische Keule, Speiß und Speer wurden mit der Waffe vertauscht, welche für den Menschen die beste ist und mit welcher man den ärgsten Feind niederschmettern kann, mit dem Kreuze; um Hals und Nacken, die früher mit allerlei Gehängen von Perlen umgeben waren, hängt nun der schönste Schmuck des Christen, der Rosenkranz; aus dem Gesicht, welches die Neger früher so entsetzlich entstellten und aus den Augen, die vorher so finster blickten, strahlt nun der reinste Seelenfrieden; die Füße, mit denen sie früher wie toll zum Dienste ihrer Götzen hüpfen, tragen sie jetzt zum Tempel des großen Gottes; die Hände, welche sie früher nur bewegten, wenn es galt, die Keule zu schwingen, Speiß und Speer schwirren zu lassen, erheben sie jetzt gefaltet zu ihrem Herrn und Schöpfer; das Herz, welches früher nur daran dachte, was des Fleisches ist und vielfach nur die Brutstätte aller erdenklichen Laster war, schwingt sich jetzt empor, wendet sich vom gemeinen Irdischen ab und findet Wohlgefallen an den göttlichen Glaubenswahrheiten, ja es flammt in Liebe zu seinem Gott, der für alle, ob schwarz oder weiß, ein liebender Vater ist; der

Körper, welcher früher beinahe ganz nackt war, ist jetzt mit Kleidern bedeckt, die entweder die christliche Wohltätigkeit Europas gespendet oder die sie sich selbst durch ihrer Hände Arbeit erworben haben.“

Aus Uganda.

Mancher daheim dürfte der Meinung sein, daß wir Missionäre hier im dunkeln Afrika ein trauriges Dasein führen, weil unser Leben inmitten unsäglicher Mühseligkeiten und Entbehrungen, die so oft in unseren Briefen geschildert werden, fast unerträglich erscheint. Eben deshalb will ich diesmal versuchen, einen Einblick in unser wirkliches Leben zu geben, damit man sich überzeuge, daß der liebe Gott uns auch manchmal Trost gewährt, einen Trost, der alles Leid vergessen macht. Und dies geschieht nicht nur einmal im Jahre, sondern alle sechs Wochen, dann nämlich, wenn den Erwachsenen die hl. Taufe gespendet wird.

Der Gründer unserer Genossenschaft, Kardinal Lavigerie, bestimmte in weiser Vorsicht, daß diejenigen Neger Innerafrikas, die zur hl. Taufe zugelassen zu werden wünschten, erst eine vierjährige Probezeit bestehen sollten. Sodann sollten sie noch volle sechs Monate näher zur hl. Taufe vorbereitet werden, und schließlich nach einer mündlichen Prüfung, die von hinreichender Kenntnis in den Glaubenswahrheiten zeugte, die hl. Taufe empfangen.

Vor wenigen Wochen nun war die Probezeit für 147 Erwachsene verstrichen, Leute zwischen 12 und 40 Jahren. Als ich ihnen die frohe Botschaft brachte, daß am nächsten Tage mit der unerläßlichen Prüfung ein Anfang gemacht werden sollte, hörte man ein nicht enden wollendes Freudengeschrei aus der versammelten Schar. Es war mir unmöglich, mit meiner Anrede fortzufahren und es erforderte wenigstens zehn Minuten, ehe ich mich wieder verständlich machen konnte. Diesen ganzen Tag verwendeten unsere Katechumenen dazu, Bittgänge zu machen und alles Erlernte nochmals zu wiederholen. Sehr rührend ist es, zu hören, wenn sie ihre ungekünstelte Bitte der hl. Jungfrau vortragen. Dies kann man leicht, weil sie noch nicht die Kapelle betreten dürfen, so lange sie noch zu den Ungetauften gehören. Ihr einfältiges Gebet lautet so etwa: „Heilige Gottesmutter und auch meine Mutter, trage Sorge für mich, damit der Vater mich nichts frage, was ich noch nicht weiß. . . . Flöße ihm ein großes Mitleid mit mir ein. . . . Gib mir Verstand, daß ich mehr wisse als er!“ u. s. w. Diese Bitten werden oft von Gelöbnissen begleitet, die man in Europa als unerhört bezeichnen, und die dennoch, hier ohne Aufsehen zu erregen, genau vollbracht werden. Einer zum Beispiel gelobt, wenn ihm geholfen würde,

wolle er eine Woche lang nicht einen Augenblick in einem Hause oder unter einem Obdach weilen; sogar während der Nacht wolle er unter Gottes freiem Himmel seine Nachtruhe suchen. Ein zweiter verspricht, er wolle einen Monat lang jeden Tag als Fasttag beobachten. Ein dritter will sich während einer bestimmten Zeit jedes Getränks enthalten.

Endlich ist der Tag da. Man frage nicht, ob sie etwa die ganze Nacht hindurch auch nur einen Augenblick geschlafen hätten: soll doch der nächste Tag entscheiden, ob sie künftig als echte Kinder Gottes sich freuen oder ob sie noch länger auf die Taufe warten müssen. In aller Morgenfrühe schon sieht man sie niederkauert sitzen auf dem geräumigen Platze vor der Missionsanstalt und dennoch ist bereits jeder noch früher an der Marienkapelle gewesen, seine Herzensangelegenheiten der hl. Gottesmutter dringend zu empfehlen.

Um acht Uhr werden die riesigen Trommeln geschlagen, die in Ermangelung einer Turmglocke hier einstweilen deren Dienst versehen. Aufs neue erhebt sich lautes Freudengeschrei, allein diesmal schimmert doch bei manchem ein wenig Furcht hindurch. Der Missionär erscheint am Eingangstor und verliest die Namen derer, die geprüft werden sollen. Einer nach dem andern treten sie in den Prüfungssaal (ein Strohschuppen). Der Reihe nach werden jetzt die Betreffenden geprüft, erst die Männer und die heranwachsenden Knaben, sodann die Frauen und die Mädchen. Die Grundwahrheiten der Religion, die Hauptfragen des Katechismus werden ihnen vorgelegt und je nach den Antworten schließt der Examinator auf gründliche oder auf oberflächliche Kenntnis der Kandidaten. Im allgemeinen lautet der Richterpruch: „Dinsinge“ d. h. du bist durchgekommen; nur für einige wenige heißt es: „Gufusinge!“ d. h. durchgefallen. Mit letzteren möchte man so gerne Mitgefühl haben, fühlt man sich doch bis auf den Grund der Seele gerührt, wenn man sie so betroffen vor sich hinstarren sieht. Allein die anderen sind so außer sich vor Glück, daß sie ihre Freude nicht mäßigen können und dem Missionär, der sie so beglückte, freudestrahlend zurufen: „Du bist mein Vater, meine Mutter, mein Schwager, mein Gatte, mein Urgroßvater, mein Sohn, mein Herr, mein Retter, mein Bräutigam und was nicht alles mehr. Einige sogar sind damit noch nicht zufrieden, sie drängen sich ungestüm heran und in ihrer Freude küssen sie die Schuhe oder die Hand ihres Wohltäters, wenn sie sein Gesicht nicht zu erreichen vermögen. Sodann springen sie auf und davon, eilen zur Tür hinaus und den Hügel zur Muttergotteskapelle hinan. Dort fängt die Dankagung abermals an, aber es ist dies ein Gebet, das sich in keinem Breviere oder Rituale vorfindet; eine herzergreifende

Szene, die sich besser empfinden als schildern läßt. Und zwischen diesen frohlockenden Leuten sieht man auch andere, die laut weinen: es sind die abgewiesenen Kandidaten, die schluchzend ihr Herz ergießen und versprechen, jetzt noch mehr sich zu bestreben, um das nächstmal glücklicher bei der Prüfung zu sein.

Wenn nun das Examen abgelegt ist, werden diejenigen, die es bestanden, nochmals befragt über ihre Verhältnisse, namentlich über eine etwaige früher abgeschlossene Ehe, damit, falls in dieser Hinsicht etwas nicht richtig ist, dieses Hindernis erst beseitigt werde. Und nun wird der Anfang gemacht mit den geistlichen Übungen. Drei Tage hindurch wird nun besonderer Unterricht erteilt hauptsächlich über die Neue, die hl. Sakramente der Taufe und des Altars. Dies findet in der Kirche selbst statt, um dadurch den Taufbewerbern die Geistesammlung zu erleichtern.

Der große Tag ist endlich da. Die große Trommel verkündet die frohe Nachricht, daß die feierliche Stunde herangenahet ist, allen Bewohnern der benachbarten Hügel und Berge. Der Priester begibt sich an die Haupttüre der Kirche, die Namen der Auserwählten zu verlesen und letztere in Gruppen zu scharen, auf ähnliche Weise wie damals im Prüfungs-saal. Alle Täuflinge stehen in ehrfurchtsvoller Andacht. Gespannt horchen sie auf die Rede des Priesters und keiner ist, der es wagen würde, die gesenkten Augen aufzuschlagen. Die Paten und Patinnen stellen sich hinter ihre Schutzbefohlenen. Es ist ein unvergleichliches Schauspiel, das sich hier dem staunenden Blicke zeigt: eine in tiefer Andacht versunkene Schar, wie die ersten Gläubigen der Kirche zur Zeit der Apostel. In zwei langen Reihen aufgestellt, stimmen jetzt alle das *Veni Sancte Spiritus* in ihrer Muttersprache an. Sodann folgen die üblichen Fragen, die Beschwörung, die Salbung, das Glaubensbekenntnis, die Händeauflegung und bedeutungs- und wirkungsvolle: „Ephpheta“ usw. nach dem römischen Rituale. Zuletzt erklingt für jeden einzeln das Wort: „Willst du getauft werden?“ Mit unbeschreiblicher Begeisterung schallt von eines jeden Lippen das Wort: „Ich will!“ Ihr so lange gehegter Wunsch soll denn endlich in Erfüllung gehen. Die Ketten, welche sie noch in der Gewalt des Teufels hielten, werden gelöst, die Freiheit der Gotteskinder wird ihnen zuteil. Das Wasser des hl. Taufsakramentes fließt über die Häupter, zum Zeichen der heiligmachenden Gnade, die in diesem Augenblicke ihre Seelen reinigt. Dann stoßen sie einen tiefen Seufzer aus, gleich einer Person, die von einer schweren Last befreit wird. Freudig erheben sie jetzt das Haupt, als wenn sie sagen wollten: Nun bin ich des drückenden Jochs enthoben, das mir so schwer auf der Schulter lag. An dessen Stelle ist ein süßes Joch getreten, das

des göttlichen Meisters, der da sagt: „Meine Last ist leicht!“ Zum Schluß der Feierlichkeit folgen noch einige Ceremonien des Rituals, ein inniges Gebet und ein Danklied.

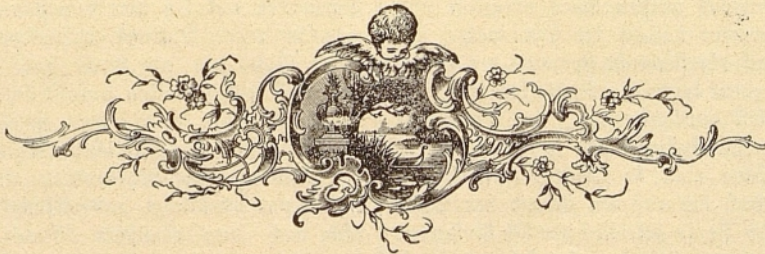
Darauf begeben sich alle, noch immer begleitet von ihren Vätern und Müttern, schweigsam und das große Glück erwägend, das ihnen zuteil ward, zur Kapelle der hl. Jungfrau, woselbst sie der hl. Jungfrau ihren besonderen Dank abstaten; ihr zu Ehren erschallt in Ruganda-Sprache ein Danklied und noch ein anderes, das einen Weiheakt in sich schließt. Am Abende dieses Feiertages wird nun eine Predigt abgehalten zur Vorbereitung auf die hl. Kommunion, welche die Neugetauften am nächsten Morgen zum erstenmal empfangen werden. So schließt dieser wichtige Tag und die Glücklichen legen sich zur Ruhe mit einer Freude und einem Frieden im Herzen, wie sie bisher noch nie empfanden.

Beim ersten Morgengrauen, ja sogar schon lange vor Sonnenaufgang, stehen sie vor der Kirchthüre, bis der Sakristan sie hereinläßt. Sie bereiten sich zur hl. Kommunion vor mit einer Andacht, die uns selber beschämen dürfte. Zum erstenmale in ihrem Leben wohnen sie dem hl. Messopfer bis zum Schluß bei; zum erstenmale kommt der Heiland der Welt in ihre Herzen, so rein und heilig, seitdem sie in Christo

wiedergeboren wurden. Dann beneide ich diese glücklichen Seelen und spreche inständig den Wunsch aus: „O, möchte auch ich dem göttlichen Gaste stets eine würdige Wohnstätte in meinem Herzen anbieten können!“

Noch volle acht Tage lang folgen diese Neu-Christen den geistlichen Übungen, die ihnen gehalten werden. Auf diese Weise werden sie in ihrem Glauben noch befestigt. Am letzten dieser Tage empfangen alle zum erstenmale das hl. Bußsakrament, am folgenden Tage nahen sie noch einmal dem Tische des Herrn und kehren sodann zu den Ihrigen in die Heimat zurück.

Solche Tauf- und Kommunionfeierlichkeiten finden jede sechste Woche statt und jedesmal ist dies für uns Missionäre ein Trost, der uns alle Entbehrung, alles Leid vergessen macht, ja sogar alles in Süßigkeit verwandelt. Die feierliche Taufspendung hier in unserer Missionsstation hat unsere Kirche in Uganda um 147 gläubenseifrige Christen vermehrt; oft jedoch sind es über 200. Und doch ist unser Distrikt (U. L. F. vom Siege) der Größe oder Seelenzahl nach nur der dritte oder vierte von den zwölf Distrikten unseres Vikariates. Nächst Gott verdanken wir solche erfreulichen Erfolge den Gebeten und Almosen unserer Wohltäter in Europa. Wir selbst könnten ohne dieselben hier ja nichts Gutes zustande bringen.



Verschiedenes.

Fliegende Kaffeebude in Kairo. Im Oriente spielt sich das öffentliche Leben in höherem Grade als bei uns auf den Straßen ab, die infolgedessen ein viel belebteres Ansehen haben als in den gleichgroßen Städten des Abendlandes. Alle Arbeit ist im Orient öffentlich; das Geschäft gehört auf die Straße

und den Markt. Da ist ein Drängen und Schieben und Stoßen, ein Durcheinander von Menschen und Tieren, ein Gewimmel der verschiedensten Rassen, Typen und Trachten, welches in seiner Buntheit und seinem Getöse kein Analogon in den europäischen Städten findet. Unter den wandernden Händlern und

Verkäufern fehlen auch solche mit Speisen und Getränken nicht. Fliegende Küchen verbreiten den Geruch gebrennten Fettes, die Köche preisen mit Stentorstimmen die Produkte ihrer Kunst an, vom geölten Maisknödel bis zum gebackenen Fische und daß da die fliegende Kaffeeschenke auch nicht fehlt, versteht sich bei der großen Beliebtheit, deren sich der Kaffee im Oriente erfreut, von selbst. Unser Bild stellt so einen fliegenden Cafetier dar. Der nubische Wirt schenkt aus seiner mächtigen Kaffeeanne eben den Mokka in das Näpfschen (sindjan), um ihn der harrenden Frau zu reichen, während ein verschmitzter Eseljunge bereits aus seinem Täpfschen behaglich schlürft. In letzter Zeit sind in Kairo allerdings einige Kaffeehäuser nach europäischem Muster entstanden; es sind zwar prästabile Lokale, aber einen Vergleich, namentlich in Bezug auf Reinlichkeit mit den Cafés europäischer Großstädte können sie nicht aushalten. Die zahlreichen arabischen Kaffeehäuser sind wahre Spelunken. In den Vororten und auf dem Lande bestehen sie meist nur aus einer einfachen Bretterhütte mit rohrgeflochtenen Sitzen. Trotz ihrer Unscheinbarkeit wird in diesen Etablissements häufig ein Kaffee, der vom echten Mokka vielmehr hat als in manchen Kaffeehäusern Europas verschenkt. So ein gutes Näpfschen Kaffee, entweder mit Zucker oder bitter, mundet nicht übel. Wer raucht, kann sich noch ein immer vorrätiges Nargile oder eine Messerpfeife bieten lassen. Daß dieses Nargile für alle bereit steht und man sich der oft benutzten, wenngleich leidlich rein gehaltenen Mundstücke bedienen muß, ist freilich eine Schattenseite. Der Consum des Kaffees ist im Oriente ein sehr großer. Bei jedem Besuche wird Kaffee angeboten. Daß da manche im Laufe eines Tages viele solcher Täpfschen zu sich nehmen, versteht sich.

* * *

Händler mit Wasserkrügen in Ägypten. Einer der bedeutendsten Zweige der ägyptischen Industrie ist die Fabrikation von Tonwaren. Neben einigen anderen Orten Oberägyptens ist besonders Rene, ein ansehnlicher Ort mit etwa 2000 Einwohnern, berühmt wegen seiner Tonwaren, von denen namentlich die hellgrauen, porösen Wasserkrüge (gulle), die man in ganz Ägypten trifft, zu Hunderttausenden gefertigt werden. Man transportiert dieselben, indem man die Mündungen verstopft, die Krüge zu vielen Tausenden mit den Henkeln zusammenbindet, so daß sie ein vollständiges Floß bilden, und in dieser Gestalt durch einige auf dem Floß stehende Leute den Strom hinabsteuern läßt. Derartige Flöße bilden unterhalb Rene eine stehende Staffage der Nilhäfen und des

Strombettes. Unser Bild stellt einen Verkäufer solcher Tonkrüge dar, wie er mit seinen Kindern vor seiner Ware sitzt. Diese Krüge bewahren das ausgezeichnete Nilwasser frisch und sind wegen ihrer Billigkeit und Haltbarkeit ein nützliches Hausgerät.

* * *

Bei den Zwergen Innerafrikas. In dem in London erschienenen Buche „Im Lande der Zwerge und Kannibalen“ entwirft der englische Missionär A. B. Lloyd eine interessante Schilderung von seiner Reise durch die dunkelsten und unerforschten Gebiete Zentral-Afrikas. Auf der Heimreise von Uganda wählte er nicht den bequemen Weg über Sansibar, sondern den durch das Kongo-Gebiet und nach der atlantischen Küste. Dabei kam er auch durch das Land der Pygmäen und zahlreicher Kannibalen-Stämme, mit denen er sich aber in Freundschaft auseinanderzusetzen mußte. Seine erste Bekanntschaft mit den Pygmäen machte Lloyd in einem Walddickicht. Er war mit der Lektüre eines Buches beschäftigt, als er plötzlich im Dickicht „zahlreiche kleine Gesichter bemerkte, die ihn anstarrten“. Lloyd hielt seine Hände hin, zum Zeichen einer freundlichen Begrüßung. Langsam und sehr scheu näherte sich ein Pygmäe, starrte dem weißen Mann voll Erstaunen ins Gesicht und verbarg sein Gesicht in den Händen. Andere Pygmäen kamen und lauerten hinter ihrem Führer. „Ich konnte nun meine Besucher“, so erzählt Lloyd, „in der Nähe betrachten, und was mir zuerst auffiel, war natürlich ihre kleine Statur. Aber, obgleich sie so sehr klein waren, ungefähr vier Fuß hoch, wie ich später durch Messung feststellte, waren sie so kräftig gebaut, wie man es bei afrikanischen Stämmen nicht oft sieht. Sie waren breitbrüstig, hatten eine ausgebildete Muskulatur, kurzen und dicken Hals und einen Kopf in der Form einer kleinen Kugel; der Unterkörper war massiv gebaut und ungewöhnlich kräftig. Die Brust war mit krausen, schwarzen Haaren bedeckt, und die meisten Pygmäen trugen dichte, schwarze Bärte. Sie hatten einen Bogen und einen Köcher in der Hand, oder kurze Wurfpfeere. Um die Urne trugen sie eiserne Ringe, und einige trugen auch Ringe um den Hals. Ich sprach mit dem kleinen Manne, der die Toro-Sprache konnte und war sehr erstaunt über die geschickte Art, wie er meine Fragen beantwortete. Seine Kenntnis der Sprache war gerade nicht vollendet, und er brauchte oft Worte, die mir fremd waren und die den Geschmack des Pygmäenlandes verrieten, aber er sprach doch gut genug, daß ich ihm folgen konnte.“ Der Pygmäen-Häuptling erzählte auch, daß sein Land sieben Tagereisen lang und sechs breit wäre.

„Dann fragte ich ihn nach der Zahl seines Volkes, und er nahm ein Stück Holz, zerbrach es wieder in kleine Stücke und sagte, daß jedes Stück einen Häuptling vorstelle; dann zählte er auf, wieviel Pygmäen zu jedem Häuptling gehörten; einige hatten 200, andere nur 50, andere aber sogar 500. Die einfache Addition ergab, daß die Gesamtzahl etwa zehntausend betragen mußte. Dann erzählte mir der Pygmäenhäuptling, daß er seit langem von meiner Ankunft wüßte. Ich fragte ihn, wie das käme, und er sagte, er hätte mich schon seit mehreren Tagen gesehen. „Ihr seht mich,“ sagte ich, „wann denn?“ „Ich habe Euch schon sechs Tage lang im Walde gesehen.“ „Aber ich sah Euch doch nicht,“ sagte ich. Darüber lachte er herzlich. Ich bekam schließlich heraus, daß eine große Bande dieser kleinen Menschen jede unserer Bewegungen durch das Dickicht verfolgt hatte, als wir vorübergingen. Warum griffen sie uns nicht an? Wir waren in den letzten Tagen ganz in ihrer Macht gewesen, und man hatte sie immer als ein verschlagenes, hinterlistiges Volk geschildert. Vielleicht schützte uns unsere Hilflosigkeit; denn sie sahen, daß wir nicht, wie andere Weiße, mit Flinten bewaffnet waren. Ich glaube aber, daß sie nicht das unzuverlässige Volk sind, für das man sie gewöhnlich hält, sie sind, wie die meisten Afrikaner, vollkommen ungefährlich, wenn man sie nicht stört. Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen ist die Elefantenjagd, die sie mit kleinen, vergifteten Pfeilen betreiben.“ Ebenso gute Erfahrungen machte Lloyd mit dem Kannibalenvolk der Bangwas. Er beschreibt sie als „die gutmütigsten Schwarzen, mit denen ich je etwas zu tun gehabt habe; sie waren voll von Scherzen und gingen herzlich auf alle meine Spässe ein. Meine englische Ziehharmonika, mein Hund Sally, die Kamera, das Opernglas und vor allem mein Fahrrad riefen die größte Bewunderung und die wärmsten Kameradschaftsgefühle hervor. ...“

* * *

Der Harmattan. Die große Trockenheit, welche an der Küste von Oberguinea die Monate Dezember, Januar, Februar und März für sich beansprucht, ist die Zeit des Wehens des Harmattans. Der Harmattan hat, wie der Sirocco und Chamsin, seinen Ursprung in der Wüste Sahara, jenem unermesslichen, einsam-öden Sandmeere Nordafrikas. Natürlich kann ein Wind, welcher von solcher Gegend kommt, nur ein höchst trockener sein. Darum saugt er die Fülle des reichen Wasserniederschlags der großen und kleinen Regenzeit in kurzem auf. Wie ein „verzehrendes Feuer“ trocknet er die Sümpfe, Tümpel, die periodischen Seen, die Savannen und Wälder aus. Die

in der Regenzeit entstandenen Wasserläufe fließen dahin und die hochangefschwollenen Flüsse und Ströme werden schwindstüchtig. Das üppige Grün der Pflanzwelt verschwindet — viele Gegenden sehen ganz dürr aus. Um diese Zeit ist der nächtliche Himmel überall grell beleuchtet. Jetzt finden nämlich die Busch- und Savannenbrände statt. Gewöhnlich werden dieselben von Farmern veranlaßt, die so ihre Felder für die große Regenzeit reinigen und düngen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Harmattan auch ein Diener der Gesundheit ist, denn er trocknet die fieberhauchenden Bodenflächen aus; darum gilt die Trockenzeit als die gesündeste. Sie ist auch die Zeit der großen Reisen und Expeditionen, weil da für die Reisenden keine großen und ermüdenden Wasserfustouren und keine zu gefährlichen Flußübergänge vorzunehmen sind. Der Harmattan, obschon ein Saharawind, weht manchmal so rauh, daß man friert und die Europäer nichts besseres zu tun haben, als schnell ihre europäische Winterkleidung hervorzuziehen und anzulegen. Das Thermometer fällt am Ozean von 25 Grad R. herab auf 16 Grad tagsüber. Die größte Kühle tritt gegen Tagesanbruch ein, indem das Thermometer sogar auf 10 und 11 Grad R. herabfällt. Der Schläfer wird durch die Kälte aufgeweckt; er zieht zwei bis drei wollene Decken um sich, und es will ihm auch jetzt noch nicht so recht behagen. Die Schwarzen sind morgens wie erstarrt; die Gesichter sehen grau und fahl aus wie Totengesichter. Die Kinder auf dem Rücken der Mütter scheinen oft nur mehr halb zu leben. Es wurden schon Leute aufgefunden, welche ganz erstarrt waren und nur mit vieler Mühe dem Leben wiedergegeben wurden. Auf den freien Plätzen der Dörfer und Städte werden Holzfeuer angezündet. Dahin zieht sich Alt und Jung zusammen, um, an den Feuern kauend, sich zu erwärmen. Erst um 8 Uhr morgens werden die Schwarzen wieder recht beweglich und tätig. Noch eine andere Erscheinung kennzeichnet den Harmattan. Während seiner Herrschaft ist das Firmament von einem grauen Nebelflor verhüllt. Es ist dies eine schmutzig-graue Staubbmasse, die er von der Sahara her als Reisebegleiterin mitführt. Dieser Staub ist ungemein fein; es gibt Tage, wo die Sonne nicht zum Durchbruch kommt und höchstens als matte, gelbe Scheibe bemerkt wird; dann fühlt sich auch der Mensch matt und schlecht aufgelegt. Der Organismus ist schlaff und träg. Stühle, Bänke, Tische, Türen u. ähnl. und krachen, das Papier und die Büchereinbände winden sich. Sehr stark sind während dieser Zeit auch die frühmorgigen Nebel. Öfters träufeln dann die Dächer und Bäume; ein Neuling meint natürlich, es regnet. Mit dem Harmattan wenden sich auch die Heuschrecken nach

den Gegenden am Meere. Sie mögen wohl die im Innern noch bedeutend tiefere Temperatur von 6—8 Grad R. nicht vertragen können. Vielleicht treibt sie auch der Futtermangel nach neuen Weideplätzen; denn sie sind gar gefräßig, und die Harmattanzeit ist für die afrikanische Pflanzenwelt die Winterzeit.

* * *

Der Sandfloh. (*Pulex penetrans*.) Der Sandfloh gehört zu den Insekten vierter Ordnung, Zwei-

flügler (Diptera), zweite Familie. Er ist 1 mm lang und lebt in sandigen Gegenden. Früher nur in Surinam einheimisch, scheint er von dort nach Südamerika verschleppt worden zu sein und nun seinen Eroberungszug über die ganze Welt antreten zu wollen. Von Südamerika wurde er nämlich durch ein portugiesisches Schiff in dem aus Sand bestehenden Ballaste anfangs der 90er Jahre nach der Westküste Afrikas verschleppt und hat sich so schnell über den afrikanischen Kontinent verbreitet, daß er in weniger



Christus ist geboren!

als 10 Jahren schon auf der Ostküste Afrikas zu einer schrecklichen Landplage wurde. Es steht zu befürchten, daß er auch seinen Weg in den sandigen Gegenden Südafrikas finden wird, so daß es dann mit dem Sandalentragen der Trappisten vorbei sein wird.

Das Weibchen des Sandflohes bohrt sich hauptsächlich in die Sohlen, Zehen und Fersen des Menschen ein, doch habe ich es auch schon in den Beinen, Knien, Ellbogen, ja selbst in den Schläfen gefunden. Es durchbohrt die Haut und setzt sich zwischen Haut und Bindegewebe fest, schwillt in der Größe einer dicken Erbse zu einer weißen, häutigen Kugel auf und stirbt

dann ab, während sich in der Kugel die Eier weiter entwickeln. Durch den Reiz, den die Anschwellung des Insektes auf das Bindegewebe ausübt, entzündet sich dieses und geht allmählich in Eiterung über, welches von einem fast unerträglichen Hautjucken begleitet ist. Die Eiterung greift immer weiter um sich, geht auch auf die Muskeln und Sehnen über und verwandelt diese in eine jauchige, höchst übelriechende Masse. Schließlich werden auch die Knochen angegriffen und es entsteht ein cariöser Prozeß, welcher, wenn nicht Einhalt geschieht, zur Vernichtung des ganzen Fußes führen kann. Besonders gefährdet sind die Fußsohlen und die Zehen. Bei letzteren wieder

bildet das weiche Nagelbett die am meisten heim-
gesuchte Stelle.

Hat man den Floh auch herausgebohrt, so geht doch der Nagel in den meisten Fällen verloren, denn gewöhnlich entzündet sich der Nagelsalz und der Nagelwall und sondern eine reichliche, hellgelbe Flüssigkeit von der Konsistenz eines dünnen Oles ab. Hierdurch wird die Nagelwurzel affiziert und so der Nagel abgestoßen. Feinliche Sauberhaltung, öfteres Waschen mit 3% Karbolwasser und Bestreuen mit Jodoform habe ich bisher für das Beste gefunden. Auch das öftere Schmieren der Schuhe mit Thran und das Einreiben der Füße mit Fett leistet gute Dienste. Die Eingeborenen mit ihren nackten Füßen sind jedoch der Plage gegenüber fast wehrlos. Häufig sieht man sie mitten auf ihren Wegen stillhalten, sich niedersetzen und mit einem großen Messer, das hierzulande jeder Eingeborene, Mann sowohl wie Knabe, stets bei sich führt, nach Sandflöhen bohren. Weil sie früher von dieser Plage nichts gewußt haben, so wissen sie sich auch nicht dagegen zu schützen, und lassen die Flöhe ruhig, bis sie der Schmerz zum Mganga (Doktor) treibt. Kleinen Kindern, welche noch nicht laufen konnten, habe ich häufig aus einer Fläche nicht größer als ein preussischer Taler 6—7 solcher Floherbsen entfernt.

Oft schwellen die Zehen, besonders die großen, auf das Vier- bis Fünffache an. Ich kann mir dies nicht anders erklären, als durch eine Art Vergiftung. Betrachtet man einen Sandfloh durch ein starkes Vergrößerungsglas, so bemerkt an dessen Beinen lange borstenartige Haare. Es ist wahrscheinlich, daß diese einen giftigen Stoff enthalten, welcher sich beim Versuch, das Insekt zu entfernen und indem dabei die Borsten brechen, in die Wunde ergießt. Wie schrecklich eine solche Plage wüten kann, zeigt am besten der Umstand, daß man kaum mehr einen Fuß sieht, der nicht verstümmelt ist; oft fehlt ein Teil, oft eine

ganze Zehe, oft zwei — drei. Auch habe ich Füße gesehen, an deren Sohlen die Haut, das Bindegewebe total, Muskeln und Sehnen teilweise zerstört waren, oft Wunden, die man nicht mit einer Hand hätte zudecken können.

* * *

Die zwei Löwenjäger. (Ein südafrikanisches Märchen.) Zwei Männer gingen aus, um zu jagen. Einer von ihnen sah einen Löwen unter einem Gebüsch im Schatten liegen. Er kroch an ihn heran und hielt ihn am Schweife fest. Der andere Mann rannte weg und ließ seinen Gefährten allein, ungeachtet dessen flehendem Rufe, er möchte ihn doch nicht verlassen. — Am andern Morgen kehrte der Ausreißer zurück, um zu sehen, was aus seinem Gefährten geworden sei und um wenigstens dessen Karroß und Speer aufzufuchen. Zu seiner Überraschung fand er ihn noch immer in seiner alten Lage, den Löwen am Schweife haltend. Der Gefährte rief ihm zu: „Komm, mein Freund, komm und töte den Löwen, er ist sehr ermattet.“ Die Worte gaben dem andern Muth und er stellte sich in eine stolze Positur und zielte mit seinem Speer, als wollte er den Löwen töten. Der erste aber rief ihm in diesem Augenblicke zu: „Halt, warte ein bißchen, Freund, ich sehe klar, daß du nicht weißt, wie man einen Löwen tot machen muß, ich will es dir zeigen — komm und tauschen wir die Plätze!“ Der zweite tat dies und packte den Löwen am Schweife. Hierauf sagte ihm der erste: „Ja so ist's recht, nun halte ihn so fest, Freund, wie ich es tat! Übrigens, gestern ließeßt du mich ja ganz allein am Schweife hängen, nicht wahr? Lebe wohl, mein Freund!“ Und er ging nach Hause. Den andern überkam nach einer Weile den Schrecken, er ließ der Schweif los und ergriff die Flucht. Da verfolgte ihn sofort der Löwe, schlug ihn mit der Tazze nieder und fraß ihn.

